A. lat. b.
611

<36603767290019

<36603767290019

Ba

Daß

ein tugendhafter Mann
zum glückseligen Leben
in sich selbst alles finde.

Fünfte tusculanische Abhandlung des Cicero.

P. P. Rubens del. Weissenhahn Sc: Monach:

✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤ ✤ ✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤✤

München,

Bey Johann Baptist Strobel. 1781.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B
Sta

A/a 4. lat. b 641

Dem

Reichsgrafen ꝛc.

meinem Vater,

Maximilian von Preysing

wiedme ich

diese geringe Bemühung

dankbarster Sohn

Joseph von Preysing.

)(2

Vorrede.

Wenn man in Zeiten, wo die Wissenschaften Gefahr laufen, von der elendesten Pedanterey niedergedrückt, oder vom spielenden Leichtsinn entkräftet zu werden, (und dieß ist in dem Zeitpunkt ihres Uebergangs von einer Stufe zur andern ihr gewöhnlicher Fall) wenn man, sage ich, etwas beytragen will, die Gründlichkeit derselben, und den männlichen Geschmack

schmack zu retten, so kann keine Bemühung besser angelegt seyn, als die man sich giebt, die Schriften der Alten zu verbreiten. Es ist immer der kürzeste Weg, Sachen, welche einen innern Werth haben, durch Umgang und Genuß kennen zu lernen, als die besten und überzeugendsten Lobreden über dieselben zu lesen. Wer mit den Alten vertraut wird, giebt seinem Geist unvermerkt eine gewisse ernsthafte Richtung, vermög welcher man nur nach Din-

gen, die groß, würdig, und gegenwärtig sind, trachtet, eine gewisse, stärkende Kühnheit, bey welcher man im Reiche der Wissenschaften, wie in seinem eignen Gebiet, handelt, aus seinen Geschäften Kenntnisse abzieht, und hinwieder die tiefsten Kenntnisse mit Geschäften verbindet.

Auch war den Alten der Ausdruck und Vortrag eben so wichtig, wie die Sache, welche sie vortrugen. Das Gepräg ihrer Ueberzeugung, wie wichtig es sey,

gut gedachte Begriffe in dem vortheilhaftesten Licht, Kürze und Nachdruck erscheinen zu lassen, ist überall sichtbar, und wer einmal diesen Vorzug innrer Schönheiten wahrnimmt, wird, ohne es sich eben allemal ausdrücklich bewußt zu seyn, eine strenge Aufmerksamkeit, in Absicht auf die Ordnung, auf den Zusammenhang, und die Anmuth seines Vortrags beobachten, und durch Vorsicht und Behutsamkeit sich jener Stärke und Wendungen be-

mächtigen, welche der Beredsamkeit eigen sind.

Was kann ferner geschickter seyn, uns sehen zu lassen, wie wenig wir da, wo wir sehr beschäftigt zu seyn glauben, thun, und uns aus unsrer Trägheit zu reißen? Was Plinius von sich selbst, in Vergleich mit seinem Oheim, sagt: Ich bin, sagt er, der trägeste Tagdieb, wenn ich mit ihm mich vergleiche; das widerfährt uns um so mehr bey den meisten der Alten. Sie waren

die ersten im Staat, so wie die ersten am Verstand, Gelehrte und Staatsmänner; wir trennen, leider! oft eines von dem andern, und sind vieleicht, wenn wir an ihre Seite uns stellen, in beyden sehr mittelmäßig. Sie handelten mehr, als wir lesen, lasen mehr, als wir denken, und bezeichneten die Periode ihres Lebens und Amtes mit schönern und mehrern Thaten, als wir gehört und gesehen haben.

Sohin habe ich aus der Absicht, wenigst bey einigen, eine Neugierde nach den Schriften der Alten zu erwecken, die gegenwärtige Abhandlung übersezt, und hoffe ich, sie sollte hinlänglich seyn, uns von dem Scharfsinn und der uneingenommenen Aufrichtigkeit, mit welcher dieselben zu Werk giengen, einen Vorgeschmack zu geben. Ich wünschte, daß man bemerken möchte, wie ganz anders die Naturstimme in ihrem absichtlosen Kindersinn spreche,

als

als einige Neuere aus Unverstand, ohne die Alten zu Rath zu ziehen, oder mit Vorsatz sie sprechen ließen.

Ich habe, was die Uebersetzung betrift, sehr wenig zu sagen, außer daß es mich freuen sollte, wenn ich Gelegenheit gegeben hätte, eine bessere zu veranlassen. Ich habe lieber Sie, als Du setzen wollen, um den Lesern, für die ich übersezte, so wenig, als möglich, etwas, ihuen Fremdes, zu sagen.

sagen. Die Worte **glücklich** und **glückselig**, **unglücklich** und **elend**, **rechtschaffen** und **tugendhaft** habe ich unterschieden. Wer z. B. Ehre und Reichthum besizt, ist glücklich, aber nicht glückselig, wenn er diese Glücksgüter nicht zu genießen weis. Ein braver Mann, welchem ein Unrecht angethan wird, ist unglücklich, aber nicht elend, wenn ihn nicht die Tugend der Tapferkeit verläßt. Endlich kann ich nicht von jedem, der, weil ihm

ein moralisches Gefühl, aus Mangel an Gelegenheit zur Verführung, oder durch künstliche Bildung zur Natur geworden, rechtschaffen ist, sagen, daß er tugendhaft sey.

So glaubte ich in dem Wort **Ehrlich**, womit man das Honestum übersezt, keinen vollständigen Begrif zu finden, und es hierdurch: **was den Pflichten gemäß ist**, wenn es gleich nur das Vorhergehende der Pflichten

ist,

ist, übersetzen zu dürfen. Es entsteht nämlich aus jenem, allen Menschen gemeinschaftlichen und angebohrnen Gefühl, welches von einem gesunden und wohlgeordneten Verstand gerechtfertigt wird, daß etwas schön, oder häßlich, lobens- oder verabscheuungswürdig sey. Und da allein hierinn dasjenige, was man glückselig nennt, liegt, und der Mensch von seiner Natur angetrieben wird, sich wahrhaft glückselig zu machen: so folgt hieraus jenes erkannte,

und

und gefühlte Pflichtmäßige, oder was den Pflichten gemäß ist.

Ich will nichts weiter hinzusetzen, als daß ich wünsche, der Leser möchte diese meine geringe Arbeit eben so gütig aufnehmen, als ich mich bemühet habe, ihm mit derselben nützlich zu werden. München, den 28. August 1781.

Daß ein tugendhafter Mann zum glücklichen Leben alles in sich selbst finde.

Dieser ist der fünfte Tag, mein lieber Freund, und für unsre tusculanischen Unterredungen auch der lezte. Wir haben an demselben über einen Gegenstand, der vor allen andern Ihren Beyfall hat, geredet, und habe ich sowohl aus jenem Buche, das Sie an mich schrieben, worinn Sie alles auf das gründlichste behandelt, als auch aus vielen Ihrer Reden, worinn Sie Ihre Denkungsart an den Tag gelegt haben, abgenommen, wie Sie

gänzlich der Meynung wären, man dürfe, was das Glück dieses Lebens betrift, nur ein tugendhafter Mann seyn, um dabey sich selbst alles, und so glücklich, als möglich, zu seyn. So schwer es nun seyn mag, diesen Satz auf eine Art zu erweisen, daß der Verstand überzeugt, und das Herz hingerissen werde, (denn wie verschieden und mannigfaltig sind nicht die Schläge des widrigen Schicksals!) so ist doch die Sache von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich alle Mühe geben soll, dem Vortrag derselben immer mehr Nachdruck und Bestimmtheit zu verschaffen. Unter allen Gegenständen, welche die Philosophie behandelt, ist keiner von einem wichtigern

Um-

Umfange und herrlicherm Inhalt, als eben dieser. Jene ersten Philosophen, welche sich von allen Zerstreuungen entfernten, um ihren Untersuchungen, worinn dann eigentlich die wahre und beste Weise des Lebens bestehe, nachhängen zu können; was konnten sie bey ihren Sorgen und Bemühungen für ein anders Ziel haben, als die Hoffnung, das Glück des Lebens zu finden? Wenn sie nun alle die Tugend gefunden, und einen vollkommnen Gebrauch derselben zu Stand gebracht; wenn sie es selbst erfahren haben, daß zum glücklichen Leben in dieser Tugend Stärke genug sey: wer sollte jene Bemühungen, sich der Philosophie zu wiedmen, worinn sie den ersten Grund ge-

gelegt, und denen wir uns gegenwärtig aus gleicher Absicht unterzohen haben, nicht herrlich angelegt nennen? Wenn nun aber die Tugend von verschiednen, ungewissen Zufällen abhängig, eine Magd des ungefähren Glücks ist; wenn sie, sich zu schützen, gemäß ihrer eignen Natur nicht stark genug ist: auch dann noch, dünkt mich, sollten wir die Hoffnung des glücklichen Lebens auf dem Weg der Tugend nicht so fast aus Vertrauen auf die Stärke derselben suchen, als vielmehr von ganzem Herzen wünschen, daß es möglich seyn möchte, die Glückseligkeit allein bey ihr zu finden.

Und, ich weis nicht, so oft ich meine eigne Gemüthsfassungen in jenen

nen Widerwärtigkeiten, womit mich das Unglück verfolgte, (es hat mich grausam verfolgt) zu Rath ziehe: so ist mir, als wollte ich auf die Stärke der Tugend nicht so ganz unumschränkt mein Zutrauen setzen, und mit vielem Kummer denke ich dann zuweilen der Gebrechlichkeit und Schwachheit des menschlichen Wesens nach. Da der Körper, den uns die Natur gab, so gar hinfällig ist; einer Menge unheilbarer Krankheiten, und unerträglicher Schmerzen preis gegeben ist: so ist mir immer so bange, dieselbe möchte auch unserm Geist ein ähnliches Verhältniß mit dem Körper zugeeignet, und jenem eine eigne Fähigkeit, mit besondern Qualen und schmerzhaften Empfindun-

gen gepeiniget zu werden, gegeben haben; allein, hierinn pflege ich mich immer wieder selbst zurecht zu weisen, und dem Schuld zu geben, daß ich in diesem Stücke nur allemal eine fremde, oder meine eigne Weichlichkeit vor Augen hätte, und daß ich, indem ich über die Stärke der Tugend urtheile, selbst nicht aus dem Gefühl der Tugend spreche; denn die Tugend (wenn sie anders kein Phantom ist, und das ist sie gewiß nicht; Cato, ihr Onkel, hat es unwidersprechlich bewiesen) ist über alle Zufälle, welche einem Menschen begegnen können, erhaben; sie fühlt sich stärker, als alle Schicksale, verachtet den menschlichen Glückswechsel, und, indem sie von aller Schuld weit entfernet

fernet ist, glaubt sie in stolzer Zuversicht, daß nichts, außer ihr selbst, sie angehen könne. Wir aber, die wir jedes Uebel, das zukünftige durch unsre Furcht, das gegenwärtige durch unsre Niedergeschlagenheit, allemal größer machen, als es wirklich ist, wollen lieber eine unvermeidliche Beschaffenheit der Sache zum Vorwand angeben, als unsern Irrthum verwerfen.

Um uns von dieser Thorheit, so wie überhaupt von dem ganzen Gefolge unsrer Mängel und Gebrechen, zurückzuführen, müssen wir die Philosophie zu Hülfe nehmen. Ich habe mich bereits in meinen frühesten Jahren aus Neigung und Geschmack um ihre Vertraulichkeit beworben, und jezt, da

mich so schwere Unglücksfälle trafen, kehre ich, von harten Stürmen ermüdet, in den Haven der Ruhe, von dem ich hinauslief, zurück. O Geist der Philosophie, der du das Leben des Menschen leitest, der du Tugenden aufsuchest, und Irrthümer verbannest, was würde ohne deine Hülfe aus mir, was aus dem Leben der Menschen geworden seyn! Du richtetest Städte auf, du riefest die zerstreuten Menschen zum gesellschaftlichen Leben, befestigtest, erst durch gemeinschaftliche Wohnungen, dann durch Heyrathen, dann durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse und der Sprachen, das Band ihrer Vereinigung; du erfandest Gesätze, bildetest rohe Sitten, und seztest die Mit-

tel, die diesen erhabnen Zweck befördern, durch Verordnungen fest. Zu dir nehme ich nun meine Zuflucht; dich rufe ich um Hülfe an; und, wie ich schon ehemals einen großen Theil meines Lebens dir wiedmete: so überlasse ich mich nun mit allen meinen Kräften und Neigungen deiner Anweisung. Ein einziger Tag, an welchem man gut und nach deinen Vorschriften gelebt hat, ist mehr werth, als eine ganze in Sünden vollbrachte Ewigkeit. Welcher andrer Unterstützung soll ich mich zuversichtlicher überlassen, als der deinigen? Du hast mir die Schrecken des Todes benommen, hast mir zur wahren Beruhigung des Lebens verholfen.

Dennoch wird die Philosophie von der Menge so wenig in dem Maaß, als sie sich um selbe verdient gemacht hat, hochgeschäzt, daß ihr vielmehr von einigen derselben vieles zur Last gelegt wird. Wie, man scheuet sich nicht, die Mutter des Lebens anzuklagen, sich eines Muttermords schuldig zu machen? Den schwärzesten Undank so weit zu treiben, daß man derjenigen Vorwürfe mache, für die auch der, welcher zu keinen deutlichen Begriffen ihrer Natur gelangen konnte, mit Hochachtung erfüllt seyn sollte? — Aber dieser Irrthum, dieser Nebel, der um die Seelen des unaufgeklärten Haufens sich legt, ist eben eine Folge ihres Mangels am Verstand. Sie sind zu schwach, bis an den Ur-

sprung

sprung der Dinge zurückzusehen, und stellen sich nicht vor, daß auch diejenigen, welche in den ersten Zeiten, das Leben ihrer Mitmenschen, mit nützlichen Kenntnissen unterstüzten, Philosophen gewesen. Wenn man gleich sieht, daß die Sache selbst uralt sey: so hält man jezt doch den Namen derselben für eine Neuerung.

Indeß ist es außer allen Zweifel, daß nicht nur die Weisheit, sondern auch ihr Name, welchen ihr die Alten als die herrlichste Benennung, indem sie sich mit der Kenntniß himmlischer und irrdischer Dinge beschäftigte, den Urquellen und Ursachen der Wirkungen nachforschte, und in die Tiefen aller wis=

wissenswürdigen Gegenstände dränge, beylegten, so alt, als die Geschichte der Menschheit sey. Außer jenen sieben Weisen, welche von den Griechen Sophi, von unsern Voraltern Weise genannt, und als solche verehret worden, ist uns viele Jahrhunderte vorher Lykurgus, dessen Zeitverwandter Homer vor Roms Erbauung gewesen seyn soll, und aus dem Zeitalter der Helden, Ulysses und Nestor bekannt, die man für das, was sie waren, für Weise gehalten hat. Auch würde weder Atlas, wie er den Himmel trägt, noch Promotheus, wie er an den Caucasus geheftet ist, bekannt, noch Cepheus mit seiner Gemahlinn, seinem Schwiegersohn und seiner Tochter in die Sterne versezt worden seyn, wenn

sie

sie sich nicht durch eine herrliche Einsicht in die Himmelskörper, woraus man nachmals zur Fabel Gelegenheit nahm, hervorgethan hätten. Von dieser Zeit an wurden nachher alle diejenigen, welche den Eigenschaften der Natur mit besonders glücklichem Erfolg nachforschten, Weise genannt, und als solche hochgeschäzt, und erhielt sich dieser Name bis zu den Zeitalter des Pythagoras. Dieser soll, wie Ponticus Heraklides, ein Schüler des Plato, und kein alltäglicher Gelehrter, schreibt, nach Phliunt gekommen, und mit Leon, dem Fürsten der Phliasier, über wichtige Dinge, worinn er eine ungemeine Einsicht und Beredsamkeit zeigte, zur Rede gelanget seyn. Leon soll den Scharfsinn

seines

seines Geists, und die Kraft seines Vortrags sehr bewundert, und ihn gefragt haben: welche Kunst er sich dann vorzüglich eigen gemacht hätte. Pythagoras antwortete: er verstünde keine Kunst, sondern er wäre ein Philosoph. Leon gerieth bey diesem Name, der ihm ganz fremd war, in eine neue Verwunderung, und wollte wissen, welche Art von Menschen die Philosophen wären, und welcher Unterschied zwischen ihnen und andern Menschen sich fände. Pythagoras antwortete: Das menschliche Leben scheint mir jenem großen Jahrmarkt ähnlich zu seyn, welcher vor einer unzählbaren Menge des griechischen Volks unter der feyerlichsten Pracht der gewöhnlichen Spiele gehalten wird. Wie

nun einige dahin kommen, um in den körperlichen Spielen, wozu sie sich lange voraus geübt haben, Ruhm, und die Ehre des Kranzes zu erhalten, andere aus der Absicht, Waaren mit Gewinn umzusetzen, indeß mitten unter diesen andere, und zwar von der edelsten Art, sich finden, die weder nach Ruhm, noch nach Gewinn trachten, sondern blos dahin kamen, um alle Sachen zu sehen, und genau beobachten, was, und auf welche Art alles geschehe: so ist es mit uns Menschen, als befänden wir uns im Gedräng eines großen Jahrmarkts, wohin wir, aus einer andern Stadt, einem andern Leben, andrer Natur, in dieß Leben gereiset sind. Einige trachten nach Ruhm, andere nach

Hab=

Habschaften, und nur sehr wenige sind vorhanden, welche alle diese Geschenke des Zufalls für nichts achteten, und ihren Geist anstrengten, die Beschaffenheit aller Dinge zu erforschen. Diese nenne ich Liebhaber der Weisheit, oder Philosophen; und gleichwie es dort bey dem Jahrmarkt das edelste Geschäft ist, allen vorhandenen Dingen nachzudenken, ohne für sich selbst etwas zu verlangen: so ist die Bemühung, die Natur der Dinge zu untersuchen, und sich um wahre Begriffe von derselben zu bewerben, die herrlichste aller menschlichen Bemühungen.

Pythagoras hat nicht nur diesen Namen erfunden; er hat auch die Sachen,

chen, welche durch selben angezeigt werden, erweitert; und als er nach dieser Unterredung mit dem Leon nach Italien kam, verschönerte er das sogenannte Großgriechenland sowohl durch Privat- als öffentlichen Unterricht mit einer Menge der herrlichsten Einrichtungen und Erfindungen. Ich werde vieleicht ein andersmal die Gelegenheit ergreifen, über das Eigenthümliche seiner Lehrart zu reden. Die alten Weltweisen, bis auf den Sokrates, welchem Archelaus, ein Schüler des Anaxagoras, Unterricht ertheilte, haben sich damit beschäftiget, das Maaß und die Bewegungen aller Dinge, ihre Art, wie sie entstehen, und sich wieder in andere auflöseten, zu untersuchen; auch gaben sie sich eine

außerordentliche Mühe, die Größe der Sterne, ihre Entfernungen, ihren Lauf, und überhaupt die Beschaffenheit der Himmelskörper zu bestimmen. Sokrates aber war der erste, der die Philosophie aus den obern Welten herabrief, sie in Städten anlegte, in die Häuser führte, und sie in die Nothwendigkeit versezte, sich unmittelbar mit Dingen, welche geradezu das menschliche Leben, die Sitten, das Gute und Böse betrafen, zu beschäftigen. Seine vielseitige Art, über etwas zu philosophiren, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die er zur Untersuchung nahm, und die Größe seines Scharfsinns, deren Geist uns Plato in Denkmälern und Schriften hinterließ, gab zu verschiednen philoso-

phischen

phischen Sekten, deren eine immer der andern widerspricht, Anlaß. Ich habe darinn größtentheils diejenige Methode beybehalten, deren, nach meiner Meynung, sich Sokrates bedient haben mag; ich ließ anfangs nichts merken, welcher Meynung ich wäre, benahm andern unvermerkt ihre Irrthümer, und suchte in allen Dingen, wo sich Gründe für und wider dieselbe auf die Bahn bringen lassen, das Wahrscheinlichste zu finden. Wie Carneades gewohnt war, nach dieser Art mit einer ausnehmenden Schärfe des Geists, und überzeugendem Vortrag die schwersten Dinge zu untersuchen: so habe ich mich auch jüngst bey unsern tusculanischen Unterredungen an diese Methode, wie schon bey andern Gelegen-

heiten, gehalten. Den Inhalt der vier ersten Tage habe ich Ihnen bereits geschickt. Nun am fünften Tage sezten wir uns wieder an den nämlichen Ort, und dann wurde so der Eingang zu unsrer Unterredung gemacht.

Aud. Ich kann mich nicht überzeugen, daß die Tugend zum Glück des Lebens schon an sich selbst hinlänglich sey.

Marc. Mein Brutus ist denn doch überzeugt, und, Sie werden mirs nicht übel auslegen, seine Meynung hat für mich weit mehr Gewicht, als die ihrige.

Aud. Das gebe ich vollkommen zu; aber von der Größe ihrer Liebe gegen ihn ist nun hier die Rede nicht; es betrift

ganz allein den gegenwärtigen Satz. Ich habe Ihnen meine Meynung schon gesagt, und verlange, die ihrige zu vernehmen.

Marc. Sie sprechen also der Tugend die Kraft ab, jemand aus sich selbst glücklich zu machen?

Aud. Ja, diese Kraft spreche ich ihr durchaus ab.

Marc. Aber was halten Sie davon: Hat wohl die Tugend so viele Kraft, jemand dahin zu verhelfen, daß er geziemend, ehrbar, lobenswürdig, mit einem Worte, daß er tugendhaft lebe?

Aud. Ja, diese Kraft hat sie gewiß.

Marc. Können Sie aber auch sagen, daß einer, der lasterhaft lebt, nicht unglücklich, oder daß ein andrer, den

Sie selbst tugendhaft nennen, nicht glücklich lebe?

Aud. Freylich kann ich das. Man kann z. B. gepeinigt werden, und zu gleicher Zeit geziemend, ehrbar, lobenswürdig, und mithin tugendhaft leben. Sie müssen mich wohl verstehen, was ich, tugendhaft leben, nenne. Wo sich die Standhaftigkeit, eigne Würde, Weisheit, Tapferkeit findet, da ist Tugend. Alle diese Eigenschaften kann man einem auch auf der Folter zugestehen; aber die Glückseligkeit des Lebens nicht.

Marc. Wie dann aber! Sollte also die einzige Glückseligkeit vor dem Eingang und der Thürschwelle des Kerkers stehen bleiben? Und jene Standhaftigkeit, jene eigene Würde, Weisheit, Unerschro-

erschrockenheit, und die übrigen großen Eigenschaften sollen den Menschen, auch wenn man ihn zu seinen Peiniger schleppt, begleiten, sollen bey keiner Strafe, und keinem Schmerz von ihm weichen?

Aud. Wenn Sie mich von etwas überzeugen wollen, so müssen Sie schon andere Dinge vorbringen. Alles, was Sie da sagen, bewegt mich nicht. Diese Gründe sind zu alltäglich; auch kommt es mir gerade vor, als wollte man leichten Wein in Wasser gießen; es thut keine Wirkung. Was die Stoiker hierüber sagen, reizet mehr den Durst, als es ihn stillen sollte. Wenn man sich dieß ganze Gefolg der Tugenden auf der Folter vorstellt, so erweckt dieses so prächtige, so würdige Bilder

in unsrer Einbildungskraft, daß man nicht anders meyne, als daß auch die Glückseligkeit dahin eile, und diese Tugenden in keinem Falle hülflos lasse; aber, wenn man, uneingenommen von diesen herrlichen Bildern, und schönen Schilderungen dieser Tugenden, die Beschaffenheit der Sache, und die Wahrheit untersuchet: so bleibt immer die bloße Frage übrig, ob jemand glückselig seyn könne, so lang er gefoltert wird. Und dieß wollen wir nun untersuchen. Sorgen Sie dabey nur nicht, daß sich jene Tugenden jemals entgegensetzen, oder beklagen werden, daß sie von der Glückseligkeit des Lebens getrennet worden. Wenn keine wahre Tugend ohne Klugheit seyn kann, so wird diese Klug-

heit wohl selbst einsehen, daß nicht jedermann, der tugendhaft ist, auch glückselig sey; sie wird sich mancher Schicksale des M. Attilius, des Q. Cäepio, und M. Aquilius erinnern; sie wird die Glückseligkeit des Lebens (wenn wir je bey Voraussetzung dieses Falls uns lieber an Bilder, als an eine Wirklichkeit der Sache halten wollen) sie wird, sage ich, die Glückseligkeit des Lebens, wenn sie alle ihre Kräften anstrengen sollte, nach der Folter zu gehen, zurück halten, und ihr betheuren, daß sie mit den Schmerzen und Qualen einmal nichts gemein haben könne.

Marc. Ich lasse sie so nach ihren eignen Gutdünken zu Werk gehen, wenn es gleich nicht ganz recht ist, daß sie mir

den Weg vorschreiben, auf welchem ich Ihnen, meine Sache auszuführen, folgen soll. Aber ich möchte nun doch wissen, ob wir in den vorigen Tagen etwas zu Stand gebracht haben, oder nicht?

Aud. Das dächt' ich, und zwar nicht wenig.

Marc. Nun, wenn es so ist, so ist die heutige Frage schon entschieden, sie ist schon beynahe geendet.

Aud. Wie geschähe doch das?

Marc. Gemüthsbewegungen, wo die Seele stürmisch hingerissen, ungestüm herumgeworfen, und in einer besinnungsloser Hitze, wo keine Ueberlegung der Vernunft Statt findet, fortgejagt wird, können auf keine Weise

mit

mit der Glückseligkeit bestehen. Wie kann jemand, der den Tod, welcher immer bevorsteht, oder den Schmerz, der sich oft einfindet, fürchtet, nicht eben darum elend seyn? Wenn nun aber eben dieser Mensch noch überdieß, wie gewöhnlich geschieht, die Armuth, Unbild, Schande, wenn er körperliche Entnervung, Blindheit, wenn er endlich das Joch der Dienstbarkeit, das freylich nicht jedem einzelnen, aber nicht selten mächtigen Völkern aufgelegt wird, fürchtet: wie kann er bey dieser Furcht glückselig seyn? Setzen wir, daß er sie nicht nur in der fernen Möglichkeit fürchte, daß er sie wirklich trage, leide; man gebe ihm noch Verbannungen, eine Menge trauriger Unfälle, und die Entfernung

fernung von allen Aufmunterungen hinzu: wenn seine Seele von diesen Uebeln gebeugt, wenn sie vom Kummer des Herzens aufgezehrt wird, sollte er nicht höchst elend seyn? Und sollte nicht auch derjenige, bey dem wir bemerken, daß sein Herz von zügellosen Begierden in Flammen und Wuth gesezt sey, daß er alles mit wilder Gierigkeit ergreife, und mit einem unersättlichen Hunger verschlinge, immer heißer, glühender nach Wollüsten dürste, je häufiger er dieselben allenthalben an sich gezogen hat, sollte nicht auch dieser mit allem Recht höchst elend zu nennen seyn? Und jener, dessen Seele der Leichtsinn emportreibt, der in einer unsinnigen Entzückung jauchzet und raset, und keines vernünftigen

Ge=

Gedankens fähig ist, ist er nicht um so elender, als er glücklich zu seyn glaubt? Wie nun alle diese elend sind: so sind entgegen diejenigen glückselig, welche keine Furcht schrecket, welche kein banger Kummer im Innersten naget, welche keine stürmische Begierde fortreißt, keine aufbraußende Entzückung dahinführt, oder in weichen Wollüsten entnervet. Wie die Stille des Meeres dann fühlbar ist, wenn kein Lüftchen über die Oberfläche sichtbare Wogen zieht: so wird man dann eine stille Fassung und die Ruhe des Herzens gewahr, wenn es keinen Fall giebt, der mächtig genug wäre, dasselbe zu beunruhigen. Wenn jemand stark genug ist, die Schläge des Unglücks, und aller Zufälle, die

dem

dem Menschen begegnen können, zu ertragen, und weder die Furcht, noch die Angst eine Gewalt über ihn hat; wenn eben diesen keine Begierde, keine übermäßige Freude außer Fassung sezt: warum soll man einen solchen nicht glückselig nennen? Und wenn nun zu jenen allein die Tugend verhilft: warum soll man nicht zugeben, daß die Tugend an sich selbst schon glückselig mache?

Aud. Wahrhaftig, wenn man einen Menschen annimmt, den keine Furcht, keine Angst, keine quälende Begierde, keine rasende Freude beunruhigt, so muß man gestehen, er sey glückselig. Ich gestehe Ihnen, was Sie voraussetzen, und kann Ihnen zu gleicher Zeit das, was Sie daraus schließen, nicht mehr

abläugnen. Wir sind in den vorigen Unterredungen bereits in dem Begriffe übereingekommen, daß bey dem Weisen keine Unruh des Herzens Platz habe.

Marc. Also wäre die Sache zu Stand gebracht. Die Frage, scheint es, wäre beantwortet.

Aud. Beynahe.

Marc. So verfahren aber auch nur die Mathematiker, nicht die Philosophen. Wenn ein Geometer etwas beweisen will, und auf dem Wege etwas antrift, das er schon voraus ein andersmal bewiesen hat: so sezt er dieß gleich als zugegeben und bewiesen voraus, und erklärt allein das, wovon er vorher noch nichts gesagt hat. Wenn aber ein Philosoph etwas

etwas abhandelt, so nimmt er alles, was ihm dienlich seyn kann, wenn er es auch schon anderswo angebracht hat, zu Hülfe. Wenn es nicht so wäre, so dürfte ein Stoikus, wenn man ihn fragte, ob die Tugend zum Glück des Lebens hinlänglich sey, gar nicht viel Worte machen. Er dürfte nur sagen, er hätte schon einmal bewiesen, daß nichts gut wäre, außer, was den Pflichten gemäß ist; und aus diesem Beweise folgte, daß die Glückseligkeit mit der Tugend zufrieden sey; und gleichwie dieses leztere aus jenem erstern folgte: so würde ebenfalls jenes aus diesem bewiesen; denn wenn die Glückseligkeit mit der Tugend zufrieden ist, so folgt, daß nichts gut sey, als was den Pflich-

ten gemäß ist; allein sie verfahren nicht so; sie haben über das Pflichtmäßige, und über das höchste Gut besondere Bücher; und wenn gleich darinn schon dargethan wird, daß die Tugend Stärke genug habe, um glückselig zu seyn: so führen sie dieses doch in abgesonderten Abhandlungen aus, wie man dann auch eine jede Sache mit ihren ihr eigenthümlichen Beweisen und Beweggründen ausführen soll, besonders, wenn sie so wichtig ist, wie diese.

Die Philosophie, das soll Ihnen stets heilig seyn, hat nie eine bestimmtere Rede, nie ein anders Versprechen von größerm Umfang und Wichtigkeit

gethan. Welches große Versprechen, guten Götter! Sie will denjenigen, der nach ihren Vorschriften handelt, wider alle Schicksale in Schutz nehmen, will ihm in sich alle Hülfsmittel zum tugendhaften und glücklichen Leben finden lassen, will ihm die Glückseligkeit des Lebens in allen Begegnissen verschaffen. Ich will versuchen, wie sie das zu Stand bringe; ich habe indeß schon gegen ein solches Versprechen die größte Hochachtung. Xerxes hatte von dem Glück alles Mögliche erhalten, womit es einen Menschen beschenken, und seine Wünsche befriedigen kann; aber weder seine Reitereyen, noch seine Fußvölker, noch seine großen Flotten, noch die ungeheuern

heuern Geldsummen hatten einen Reiz für ihn; er sezte dem einen Preis aus, der für ihn ein neues Vergnügen erfinden würde; und als eines erfunden ward: hatte es wieder keinen Reiz für ihn; denn was kann unmäßige Begierden befriedigen? Aber ich wünschte, durch einen Preis die besten Gründe, welche uns von jenem überzeugen würden, erhalten zu können.

Aud. Ich wünschte es ebenfalls; aber nur noch eine kleine Frage. Daß von Ihren Sätzen einer aus dem andern hervorgehe, daß, wenn das Pflichtmäßige allein gut ist, die Glückseligkeit allein in der Tugend bestehe, daß, wenn tugendhaft seyn, glückselig

seyn heißt, die Tugend allein ein Gut sey, gebe ich Ihnen zu; aber Ihr Brutus, der sich hierinn an den Aristones und Antiochus hält, ist nicht dieser Meynung; er meynt, es gebe auch außer der Tugend noch ein Gut.

Marc. Wollten Sie mir dann zumuthen, daß ich den Brutus widerlegen soll?

Aud. Thun Sie, was Sie für gut befinden. Mir steht es nicht an, Ihnen hierinn Gesätze vorzuschreiben.

Marc. Was sich für jeden schickt, davon ein andersmal. Ich habe darüber mit dem Antiochus oft, und erst jüngst mit dem Aristones in Athen, da ich in Amtsverrichtungen

eines

eines Imperators meinen Absteig bey ihm nahm, gestritten. Ich konnte nämlich der Meynung nicht seyn, daß jemand zur nämlichen Zeit, wo er wirkliche Uebel litt, glückselig seyn könne; und nun wäre dieß der Fall des Weisen, so bald man annimmt, daß die Unfälle des Körpers oder des Schicksals Uebel seyen. Auch jener Satz, dessen sich Antiochus in seinen Schriften öfters bedient, wurde auf die Bahn gebracht, die Tugend könne zwar an und für sich ein glückseliges Leben, aber doch nicht das glückseligste, welches möglich ist, gewähren; man pflege den Dingen nach dem größten Theile ihrer Eigenschaften, wenn auch nicht alle zugegen sind,

ihre Benennungen zu geben; denn wie man bey den Begriffen: Kräften, Gesundheit, Reichthum, Ehre, Ruhm, auf die Art ihres innern Werths, nicht auf das Maaß derselben sähe: so nenne man auch ein Leben glückselig, falls es auch nicht vollkommen so seyn sollte, wenn es nur der größte desselben Theil ist.

Ich finde es bey dieser Gelegenheit nicht für nöthig, die Sache umständlicher auseinander zu legen, wie wohl ich sehe, daß die Sätze nicht zusammhängen; denn wenn man von einem Menschen einmal sagen kann, er sey glückselig, so begreife ich nicht, was ihm weiter abgehen soll, um glück-

selig zu seyn; so bald ihm schon etwas abgeht, so ist er nicht glückselig. Indeß, wenn sie sagen, daß man bey jedem Ding nach der größern Anzahl seiner Eigenschaften sehe, und es darnach nenne, so giebt es wirklich Fälle, wo es sich so verhält. Sie aber nehmen an, daß es drey Gattungen von Uebeln gäbe. Gesezt, also ein Mensch werde von allen Uebeln zwoer Gattungen gepeiniget, es träfen ihn alle Unfälle des Zufalls, er werde von allen möglichen Schmerzen des Körpers niedergedrückt, und verzehrt, könnte man wohl von einem solchen behaupten, es fehle ihm zum glückseligen Leben (ich will vom glückseligsten nichts sagen) nur noch wenig?

Hier konnte sich Theophrastus nicht mehr helfen. Nachdem er einmal angenommen hatte, daß Schläge, Foltern, peinliche Qualen, Verwüstungen des Vaterlands, Verbannungen, Verlurste, das Leben auf eine sehr empfindliche Art unglücklich und elend machten: so hatte er den Muth nicht, diese Stelle mit Wärme und Nachdruck auszuführen, da ihre Denkungsart so unmännlich und erniedrigend war; wenn gleich hier die Frage nicht ist, wie gut sie in ihrer Art seyn konnte; gleichförmig blieb sie sich gewiß.

Ich kann dem meinen Beyfall nicht geben, der die Folgen eines Satzes tadeln wollte, wenn er denselben

in der Voraussetzung angenommen hat. Eben dieser Weltweise, der an ausgebreiteter Gelehrsamkeit, und im Geschmacke des Vortrags jedem andern ein Muster ist, wird dort, wo er drey Gattungen der Güter annimmt, nicht viel getadelt; aber, wer schreiben konnte, schrieb wider seine Abhandlung vom glückseligen Leben, wo er weitläuftig erweisen will, wie jemand, der auf der Folter, oder, wo immer gepeiniget würde, nicht glückselig seyn könne; auch soll er darinn behauptet haben, das glückselige Leben steige nicht auf das Rad. Er sagt es zwar nirgends ausdrücklich; aber, was er vorbringt, gilt eben so viel, als wenn ers gesagt hätte.

Wenn ich ihm nun einmal voraus zugebe, daß körperliche Schmerzen, Unglücksfälle, wirkliche Uebel seyen, wie kann ich es ihm nachher zur Last legen, wenn er behauptet, daß nicht alle Tugendhafte auch glückselig seyen, da doch ja alle Tugendhafte jenen Zufällen, welche er Uebel nennt, ausgesetzet sind? Aber darüber, daß er in seinem Callisthenes jenem Satze:

Das Leben wird durch das Schicksal, nicht von der Weisheit regiert,

Beyfall gab, wird er von allen Sekten der Philosophen in ihren Schriften zur Rede gestellt; sie stimmen sämmtlich darinn überein, es hätte nie ein

Phi=

Philosoph etwas Schwächers vorgebracht. Dieß ist nun freylich wahr; ich sehe aber auch nicht, was er gleichförmigers hätte sagen können; denn wenn man einmal annimmt, daß sich in dem Körper eine Menge Güter befinden, eine Menge, welche außer dem Körper das Glück und der Zufall schafft: so kann man ja nichts Zusammenhängenders sagen, als daß der Zufall, welcher sowohl die äußern Dinge, als die, welche den Körper unmittelbar betreffen, beherrschet, mehr, als alle Weisheit vermöge.

Oder wollen wir hierinn den Epikur nachahmen, der unterweilen herrliche Dinge sagt, aber sich nur nicht

bekümmert, wie gleichförmig, und zusammenhängend er sie sage. Er lobet eine bescheidne Lebensart, und einem Philosophen geziemt das auch; aber nur sollten es Sokrates, und Antistenes seyn, die so etwas sagen, und nicht derjenige, welcher zum Ziel aller Güter die Wollust gesezt hat. Er behauptet, niemand könne vergnügt leben, der nicht auch pflichtmäßig, weise und gerecht lebte. Man könnte nichts gesezters, nichts philosophischers sagen, wenn er nur nicht eben dieses Pflichtmäßige, dieses Weise und Gerechte der Wollust wegen gefordert hätte. Was kann einem Weisen erwünschters seyn, als mittelmäßige Glücksumstände? Aber wie kann das der-

derjenige sagen, der, nachdem er behauptet, der Schmerz sey das äußerste, das einzige Uebel, zu eben der Zeit, wo er am prahlhaftesten wider den Zufall spricht, von den heftigsten Leibsschmerzen ergriffen werden kann? Eben dieses rühmet, und noch in schönern Ausdrücken, Metrodorus: **Ich habe dich besiegt, Schicksal; habe dich in meine Gewalt bekommen; habe alle Zugänge verschlossen, daß du mich nie wieder erreichen kannst.** Fürwahr, dieß ist sehr schön gesagt, nur hätte es Aristo Chius, oder der Stoiker Zeno sagen sollen, der nichts, als was schändlich ist, für ein Uebel erkennete; aber du, Metrodore, der du alles, was gut seyn kann, auf

deinen Leib, und deine Eingeweide ein=geschränkt, und behauptet hast, das höchste Gut bestehe in einem wohlbe=stellten Zustand des Leibs, und in der festen Hoffnung von langer Dauerhaf=tigkeit: wie kannst du dem Zufall alle Eingänge versperren, nachdem du des=sen, was du ein Gut nennest, alle Augenblick beraubt werden kannst?

Schwache unverständige Köpfe wer=den durch so was eingeführt, und da=her haben sich diese schön klingende Sprüchelchen viele Anhänger erworben. Ein Mann aber, der mit scharfsinni=gem Geiste in das Wesen jeder Sache dringt, sieht wenig darauf, was je=der sage, sondern was jeder, gemäß

seinen

seinen Grundsätzen, sagen könne. In dieser gegenwärtigen Abhandlung z. B. wo ich den Satz behaupte, daß alle tugendhaften Männer auch glückselig seyen, nachdem es ganz offenbar ist, was ich unter tugendhaften Männern verstehe, daß ich nämlich solche, welche mit allen guten Eigenschaften geziert, mit allen Gaben der Weisheit versehen sind, darunter verstehe, muß so nächst bestimmt werden, wer dann eigentlich glückselig zu nennen sey. Ich glaube, diejenigen seyen es, von welche alle Uebel entfernet, und denen alle Güter zugegeben sind, und diesen Begriff machen wir uns von demjenigen, den wir glückselig nennen, daß wir ihn uns nach einer Entfernung

von

von allen Uebeln in einem Zusammenflusse aller Güter vorstellen; dahin kann die Tugend nie gelangen, wenn man annimmt, daß es auch außer ihr noch ein Gut gebe; denn in diesem Falle wird sogleich eine ganze Schaar von Uebeln, wenn wir ihnen je diesen Namen geben wollen, sich einfinden, z. B. die Dürftigkeit, niedriges Herkommen, Erniedrigung, Entfernung vom menschlichen Umgang, Verlurst der Seinigen, heftige Leibsschmerzen, verlorne Gesundheit, Entkräftung, Blindheit, Verwüstung des Vaterlands, Verbannung, Dienstbarkeit u. s. w. Von diesen mannigfaltigen, schweren, und andern unzähligen Unfällen kann auch der Tugendhafte befallen werden; denn

denn dieß sind bloße Dinge des Zufalls, dem auch der Weise nicht entgehen kann; und wenn sie nun wirkliche Uebel wären: wie könnte man dann noch behaupten, der Weise sey allemal glückselig, nachdem er zu einer und eben derselben Zeit von allen jenen Uebeln überfallen werden könne?

Ich werde daher weder meinem Brutus, noch den gewöhnlichen Lehrern, noch jenen Alten, dem Aristoteles, Speusippus, Xenokrates, Polemon, jemals so bald zugeben, daß es ihnen, nachdem sie alle die obigen Unfälle als Uebel erkennen, zustehen könne, den Weisen auf alle Fälle auch glückselig zu nennen. Wenn Sie an

diesem in der That herrlichen und ruhmvollen Vorrechte, welches allerdings dem Pythagoras, Sokrates, und Plato Ehre machen würde, sogar vieles Vergnügen finden, so müssen Sie sich ehe dazu anschicken, jene Vorzüge des Glücks, deren Reiz Sie so sehr einnimmt, z. B. Leibskräften, Gesundheit, Schönheit, Reichthum, großes Ansehen, Macht u. s. w. verachten, und über das Gegentheil sich erheben zu lernen; dann mögen Sie in den möglichst prächtigen Ausdrücken von sich selbst rühmen, daß weder die Stürme des Schicksals, noch die Meynungen des Volks, noch die Heftigkeit der Schmerzen, noch der Druck der Armuth einige Macht über sie ausübe,

daß für sie alles in ihnen selbst liege, und daß in ihren Augen keines der Dinge, welche außer ihrer Gewalt sind, den Name eines Guts verdiene.

Man kann unmöglich jemand zugeben, daß er sich dieser Sprache, zu welcher nur Männer mit einem unerschütterten, und erhabnen Geiste ein Recht haben, bediene, und zu gleicher Zeit über die Uebel und Güter dieses Lebens, wie der niedrigste Pöbel denke. Aber jenes schöne Vorrecht war dem Epikur zu schmeichelhaft, als daß es ihn nicht hätte reizen sollen; sohin ist auch nach seinen Worten, (wenn sie nur wahr seyn könnten) der Weise allzeit glückselig. Die Würde, welche

in diesem Satze lieget, nahm ihn ein, daß er ihn behauptete; aber er hätte nur sich selbst hören dürfen, um ihn niemals zu behaupten; oder was kann sich mehr widersprechen, als daß eben derjenige, welcher annimmt, der Schmerz wäre das höchste, oder das einzige Uebel, auch zugleich behaupte, der Weise werde zur Zeit, wo er von Schmerzen gequält wird, ausrufen: Wie wohl behaget mir das! Man muß daher den Karakter eines Philosophen nicht aus einzelnen abgerißnen Sprüchen, sondern aus dem Zusammenhange und der Gleichförmigkeit seines ganzen Lehrgebäudes beurtheilen.

Aud. Das muß ich Ihnen zugeben; aber sehen Sie sich ja wohl vor, daß

auch die Kette ihrer Sätze ja nicht in Unordnung gerathe.

Marc. Nun?

Aud. In dem vierten Buche von den Gränzen des Guten und Bösen, das ich jüngst las, schien es mir, Sie wollten in jener Rede wider den Kato, beweisen, es wäre zwischen dem Zeno und den Peripatetikern kein Unterschied, als der, welcher von dem Ungewöhnlichen ihrer Ausdrücke herrührte. Mir gefällt das zwar selbst; aber wenn es dann so ist, warum, wenn der Satz, daß die Tugend zum glückseligen Leben in sich selbst Kraft genug habe, dem Zeno ansteht, sollte derselbe nicht auch den Peripatetikern

zukommen? Man muß doch allemal auf den innern Sinn einer Sache, nicht auf die Worte sehen.

Marc. Sie sprechen mit mir, wie mit einem, der seine Worte nicht mehr zurücknehmen kann; bringen da noch auf die Bahn, was ich ehemals sagte, oder schrieb. So mögen Sie mit jemand verfahren, der sich selbst Gesätze auflegte, daß er beständig auf diese Art, und nicht anders, reden wolle. Wir leben in diesem Stücke alle in den Tag hinein. Was uns am wahrscheinlichsten däucht, dabey bleiben wir. Wir sind die einzigen Freygeister. Aber weil eben von der Standhaftigkeit die Rede war, so glaube ich, gegenwärtig sey die Frage nicht, ob jenes

wahr sey, was Zeno und sein Schüler Aristones behaupteten, daß jenes allein ein Gut sey, was der Ehrlichkeit gemäß ist, sondern, wenn es so ist, ob er dann dieses ganze glückselige Leben allein in der Tugend festsetze. Lassen wir den Brutus immerhin den Satz führen, daß der Weise in allen Fällen glückselig sey; er mag selbst sehen, wie er ihn, seinem Lehrgebäude gemäß, ausführen könne. Niemand ist des Ruhmes, etwas so Herrliches behauptet zu haben, würdiger, als dieser Mann. Was uns betrift, wir wollen fest dabey bleiben, der Weise sey in vollem Maaße glückselig.

Und wenn es das Ansehen hat, der Ausländer und niedrige Wortkrämer, Zeno Citiäus, habe die Philosophie der Alten nachsprechen gewollt: so wollen wir uns des Ansehens des Plato bedienen, um diesen wichtigen Satz auszuführen, und Plato ließ oft die Rede einfließen, daß außer der Tugend nichts den Namen eines Guts verdiene. Eine solche Rede ist jene des Sokrates im Gorgias. Man fragte ihn, ob er dafür halte, daß Archelaus, ein Sohn des Perdiccas, welchen man damals für den glücklichsten Menschen hielt, glückselig sey.

Sok. Ich weis es nicht. Ich habe ihn niemals gesprochen."

„Und außer dem kannst du es nicht wissen?“

Sok. Ich kann es außer dem ganz und gar nicht wissen.

„Also könntest du uns nicht einmal von dem großen Perserkönig sagen, ob er glückselig sey?“

Sok. Wie sollte ich das auch können, nachdem ich nicht weis, wie aufgeklärt, wie tugendhaft er sey?

„Wie, du bist der Meynung, man müsse tugendhaft seyn, wenn man glückselig seyn will?“

Sok. Ja, dieser Meynung bin ich ohne Ausnahme. Alle tugendhaften Männer sind glückselig; alle Schelme sind elend.

„Also wäre Archelaus unglückselig?

Sok. Wenn er ein ungerechter Mann ist, so ist er unglückselig.

Ist es nun nicht klar, daß dieser das glückselige Leben allein in die Tugend setze? Und wie spricht eben derselbe in der Grabschrift? „Welcher Mann in sich selbst alles antrift, was zum glückseligen Leben führt, wessen Zustand nicht gezwungen ist, von dem Glück, oder Unglück andrer abzuhängen, und in einer steten Ungewißheit herumzuirren, der hat sich die wahre Weise des Lebens verschaft; dieser ist jener bescheidne, jener unerschrockne, jener weise

Mann; dieser ist es, der, wenn seine Glücksumstände aufnehmen, oder verfallen, wenn vor allen Kinder ihm geboren oder entrissen werden, immer in der nämlichen gesezten Fassung, und jenem uralten Grundsatze getreu bleibt:

„Er wird nie unmäßig sich freuen, nie sich unmäßig betrüben; er wird stets sich selbst seine einzige Hoffnung seyn."

Also aus dieser geheiligten, dieser erhabnen Quelle des Plato soll gegenwärtige Untersuchung herabfließen. Wo können wir richtiger ausgehen, als von der gemeinschaftlichen Mutter Natur? Sie hat allen ihren Geschöpfen, nicht

nicht nur den Thieren, sondern auch dem, was aus der Erde so hervorkömmt, daß es in selber sich durch seine Stammwurzel erhalten muß, jedem eine eigne Art von Vollkommenheit gegeben. Bäume, Reben, und was immer unter die noch niedrigern Gewächse gehört, können sich nicht aus der Erde emporheben. Einige stehen im immerwährenden Grün da, andere verlieren im Winter ihre Blätter, an deren Stelle im Frühling, wenn die Wärme in ihre Keime tritt, das lieblichste Laubwerk hervorkömmt. Und so ist in der ganzen Natur kein Gewächs, das nicht, vermög einer innern Bewegung, oder eignen eingeschloßnen Saamenkörnchen, wieder etwas hervorbrächte,

brächte, Blumen, Früchte, oder Fruchtblätter zeugte, keines, in welchem nicht alles, was seiner Gattung eigen ist, wenn nur kein Hinderniß die innere Wirkung hemmet, in allen seinen Theilen zur Vollkommenheit gedeihete.

An den Thieren, da sie mit Gefühl begabt sind, kann man die Einrichtung der Natur noch bestimmter sehen. Einige Thiere machte sie schwimmen, wies ihnen zu ihrer Wohnung das Wasser an; andern gab sie Flügel, und sollten sie durch die freye Luft sich erheben; andere schleichen in der Erde, wie die Schlangen, andere bewegen sich auf Füßen; einige derselben gehen stets allein ihren einsamen

samen Weg, andere ziehen in Heerden; einige sind Ungeheuer von Gestalt, andere sind überaus niedlich; einige leben verborgen, und in der Erde verschlossen. Jedes dieser Geschöpfe hält sich auf das genaueste an seine ihm angewiesne Verrichtung; und indem es die Eigenschaften eines andern nicht annehmen, oder mit den seinigen verwechseln kann: so bleibt es auf das pünktlichste den Gesätzen der Natur getreu. Wie nun die Natur einer jeden Gattung der Thiere etwas Eignes gab, das jede behält, und in keinem Falle verläßt: so hat sie dem Menschen etwas weit Vorzüglichers mitgetheilt; (wiewohl, wenn man von Vorzügen spricht, man dieß nur ver-

glei-

gleichungsweise sagen kann). Der menschliche Geist, von dem göttlichen abgeleitet, kann, wenn man so sich ausdrücken darf, mit niemand, als mit Gott selbst, verglichen werden.

Wo nun dieser Geist so ausgebildet, wo die Entwicklung seiner innern Kräfte so glücklich gelenkt, und vollendet worden, daß kein Irrthum ihn fehl führt: da ist der vollendete Mensch; da ist die vollkommne Vernunft, und diese ist Tugend. Wenn wir aber von jedem Wesen, dem nichts weiter abgeht, dem alles, was ihm, gemäß seiner Natur, zukömmt, im vollen Maaße von Vereinigung zugetheilt ist, sagen, es sey glückselig, und jenes der

Tugend, ihrer Natur nach, stets eigen ist: so folgt von selbst, daß alle Tugendhafte auch glückselig seyen; und ich (da dieser Meynung auch Brutus, Aristoteles, Xenokrates, Speusippus, Polemon ist) setze hinzu, sie sind so glückselig, als ein Mensch seiner Natur nach es seyn kann. Oder, was soll dem, der sich auf seine Güter verlassen kann, zum glückseligen Leben noch abgehen? Oder, der ein Mißtrauen auf selbe setzet, wie kann der glückselig seyn?

Und dieß leztere muß derjenige nothwendig thun, der die Güter in drey Theile absöndert. Wie kann sich jemand auf eine dauerhafte Gesundheit

des

des Leibs, auf die Standhaftigkeit des Glücks verlassen? Wo nun aber kein festes und dauerhaftes Gut zugegen ist, und bleibt, da kann fürwahr keine Glückseligkeit seyn. Und welches Gut, das diese Beschaffenheit hätte, haben diese aufzuweisen? Man kann ihnen, däucht mir, jene Rede eines Lakonikers zurückgeben, welcher einem Kaufmann, der wegen der Menge von Schiffen, die er in die See auslaufen ließ, sich prahlte, zur Antwort gab: Wahrlich, das Glück ist nicht wünschenswerth, das in die Segel bläst. So viel ist unstreitig, daß dahin, wo das glückselige Leben sich findet, kein Ding gehören könne, das verloren gehen kann. Die Dinge, welche

das glückselige Leben ausmachen, müssen nicht veralten, nicht abnehmen, nicht sich verlieren können. Wer sich unaufhörlich fürchten muß, ob ihm nicht dieß und jenes zu Grund gehe, der kann ja nie wahrhaft glückselig seyn.

Von dem glückseligen Menschen haben wir den Begrif, daß er versichert, daß er unüberwindlich, daß er allenthalben bedeckt, und geschüzt sey, daß er nicht etwa noch von einer kleinen Furcht geängstiget, sondern von aller Furcht vollkommen frey sey; denn gleichwie man denjenigen unschuldig nennet, nicht, der ein wenig, sondern der gar nicht schadet: so ist derjenige für einen Mann ohne Furcht zu halten,

nicht,

nicht, der sich ein wenig, sondern der sich gar nicht fürchtet. Oder was verstehen wir unter der Tapferkeit, als einen unerschütterten Heldenmuth, welcher große Gefahren, mühselige Arbeiten und Schmerzen standhaft duldet, und von aller Furcht weit entfernet ist?

Dieß könnte nie zu Stand kommen, wenn nicht alles, was gut ist, allein in der Tugend bestünde. Wie kann aber jemand zu jener sehnlichst gewünschten, und so mühsam gesuchten Sicherheit (ich nenne hier die Sicherheit jene Befreyung von allem nagenden Kummer, in welcher das glückselige Leben besteht) gelangen, wenn ihn eine Menge Uebel überfallen haben, oder überfallen können?

 Und

Und wie kann jemand eines standhaften, und erhabnen Geists seyn, größer, als alle menschliche Schicksale, die er für gering achtet, seyn, (und dieß verlangt man allerdings von dem Weisen) der nicht wahrnimmt, und dafür hält, daß alles zu seinem Glück in ihm selbst zugegen sey? Die Lacedämonier fragten den Philippus, der ihnen schriftlich drohte, daß er alle ihre Unternehmungen verhindern wolle, ob er sie auch verhindern werde, zu sterben. Sollte der Mann mit der Denkungsart, wie wir ihn suchen, nicht leichter zu finden seyn, als mit ebenderselben eine ganze Stadt? Wenn nun zu diesem Heldenmuth, von dem hier die Rede ist, noch die Mäßigkeit, welche alle Gemüthsbewegungen

in den gehörigen Schranken hält, hinzukömmt: was kann zur Glückseligkeit des Lebens demjenigen noch mangeln, welchen die Tapferkeit vom Kummer und Furcht befreyet, welchen die Mäßigkeit noch von zügellosen Begierden, noch vom unsinnigen Freudentaumel hinreißen läßt? Das thut die Tugend, wie ich zeigen würde, wenn ich es nicht bereits in den vorigen Tagen erklärt hätte.

Wenn also die Verwirrungen des Gemüths ein Leben elend, die Beruhigungen aber es glücklich machen; und wenn es eine zweyfache Art von Verwirrungen giebt, die, welche vom Kummer und Furcht über eingebildete Uebel, und die, welche von stürmischen Begier-

den, und einer losgelaßnen Freude herkömmt; wenn dieß alles der Gesundheit des Gemüths, und einem wohlgeordneten Verstand gerade entgegensteht: wenn jemand, der von diesen schweren Zerrüttungen, die das Herz auf so verschiednen Seiten verwunden, und verzerren, ganz rein, und losgemacht, ein völlig freyer Mensch wäre, würde man wohl einen Augenblick zweifeln, ihn einen glückseligen Menschen zu nennen? Nun ist dieser stets der Gemüthszustand des Weisen; der Weise ist also stets glückselig. Wieder ist es um jedes Gut etwas Erfreuliches; Dinge aber, die das Herz erfreuen, sind preis- und vorzugswürdig, und hiemit auch ruhmwürdig. Wie aber nichts ruhmwürdig seyn kann,

das

das nicht auch in der That lobenswürdig ist: so ist auch alles Lobwürdige in dem Pflichtmäßigen gegründet; was also gut ist, das ist es deßwegen, weil es pflichtmäßig ist. Was aber jene unter die Güter zählen, davon behaupten sie selbst nicht allemal, daß es pflichtmäßig sey. Aus welchen allen folget, daß dieses allein ein wahres Gut, und daß in ihm allein das glückselige Leben gegründet sey.

Diejenigen Dinge muß man nicht unter die Güter mitzählen, oder mit diesem Name belegen, die man im Ueberfluß besitzen, und doch zu gleicher Zeit höchst elend seyn kann. Es besitze einer die blühendste Gesundheit, und

bey außerordentlichen Leibskräften die schönste Gestalt, die feinsten und dauerhaftesten Sinnen; er sey überdieß von einer ungewöhnlichen Biegsamkeit und Geschwindigkeit, sich seiner Kräfte zu bedienen; er sey reich, geehrt, herrschend, mächtig, hochgepriesen von jedermann; er sey dieß alles, und noch mehr: wenn er zu gleicher Zeit ungerecht, unmäßig, furchtsam, wenn er eines blöden Verstandes, oder aller Bildung desselben beraubt ist: wer wird ihn mitten in jenen Vorzügen nicht elend nennen? Was sind dieß also für Güter, die man besitzen, und doch höchst elend seyn kann?

Wie z. B. ein Haufe Getraids aus Körnern der nämlichen Art besteht; so

bin ich der zuversichtlichen Meynung, müsse auch das glückselige Leben aus ähnlichen Theilen, und dem zu Folge allein aus solchen Gütern, die von dem Pflichtmäßigen entspringen, zusammgesezt werden. Da nun, wenn die Arten dieser Dinge verschieden sind, nie etwas Pflichtmäßiges hervorkommen kann: so kann man denselben, so bald dieses entfernet ist, nie den Name einer Glückseligkeit geben. Jedes Gut ist unsrer Bemühungen würdig; was aber einmal unsre Wünsche verdient, das verdient auch unsern Beyfall; und da uns solche Dinge stets erwünscht, und angenehm, und folglich unsrer Hochachtung, folglich unsrer Anpreisung würdig sind: so folgt hieraus,

daß das Pflichtmäßige allein das wahre Gute zu nennen sey. Wenn wir dieses nicht behaupten, werden wir viele Dinge unter die Güter zählen müssen.

Um nichts von den Reichthümern zu sagen, welche ich, da sie ein jeder, auch der unwürdigste Mensch, besitzen kann, nicht unter die Güter zähle; denn wahre Güter sind niemals widersprechenden Karaktern gemein; um auch nichts von dem Vorzuge einer vornehmen Herkunft, oder dem Volksruhm, welcher durch die Uebereinstimmung einer Schaar von Narren und Böswichtern erweckt wird, zu sagen: so wird man auch Dinge, welche noch weit von geringerm Belang

sind, unter die Güter zählen müssen. Weiße Zähne, schöne Augen, eine sanfte Gesichtsfarbe, und was Euryclia, da sie dem Ulysses die Füße wäscht, lobt, eine liebliche Aussprache, weiche Glieder werden Güter zu nennen seyn. Was wird aber auf diese Art dem Ansehen eines Philosophen noch übrig bleiben, wo er eine höhere Achtung, die Erwartung erhabnerer Dinge in einem größern Grade verdiente, als man sie von dem niedrigsten Pöbel, und jener Menge verachteter Narren zu haben pflegt?

„Aber es nennen doch auch selbst die Stoiker diese Güter vorzüglich und ansehnlich?" Ja, so nennen sies; sie sagen

sagen aber auch zugleich, daß sie noch lange nicht hinlänglich seyen, das glückliche Leben zu vollenden, indeß, daß diese behaupten, das glückselige Leben könne ohne denselben gar nicht bestehen, oder könne, wenn es auch glückselig sey, niemals vollkommen es werden. Ich aber bin der Meynung, daß ein tugendhaftes Leben auch ohne jenen Gütern das vollkommenste Maaß von Glückseligkeit erreichen könne, und dieß wird durch jenen Schluß des Sokrates bestärkt, welchen dieser erste aller Philosophen so vorbrachte: Wie der innere Gemüthszustand bestellt ist, so ist auch der Mensch bestellt; wie aber ein Mensch bestellt ist, so ist seine Rede; und wie der Geist sei-

ner

ner Rede, so auch seine Handlungen; und wie seine Handlungen, so ist sein Leben bestellt. Da nun der Gemüthszustand eines tugendhaften Mannes allemal lobwürdig ist, so muß auch das Leben eines solchen Mannes lobenswürdig seyn; sohin muß ein solches Leben dem Ausspruch der Vernunft und der Empfindung gemäß seyn, weil es lobwürdig ist. Hieraus folgt nun der Schluß, daß das Leben der Tugendhaften allemal glückselig sey.

Aber, bey allen Göttern und Menschen, haben wir durch unsre vorgehende Ueberlegungen dann gar nichts zu Stand gebracht? Haben wir blos, um uns die Zeit zu verkürzen, oder ein

leeres

leeres Vergnügen zu machen, behauptet, der Weise wäre von aller Beunruhigung des Gemüths, nämlich von aller Verwirrung, ganz frey? Genöße in seinem Herzen ununterbrochen des süßesten Friedens? Und ist ein Mann mit einem wohlgeordneten, standhaften Geist, ein Mann ohne Furcht, ohne Kummer, ohne stürmische Begierde, ohne ausgelaßne Schwärmereyen nicht glückselig? Der Weise ist ja immer ein solcher Mann, der Weise ist also immer glückselig. Und wie sollte ein tugendhafter Mann nicht alle seine Gedanken und Handlungen so einrichten, daß sie lobenswürdig wären? In ihm ist alles nach der Glückseligkeit des Lebens gerichtet. Wie nun das glückselige Leben

lobwürdig ist, und nichts lobwürdig seyn kann, wo die Tugend nicht ist: so ist das glückselige Leben da, wo die Tugend ist.

Der nämliche Satz wird auch so bewiesen: In einem elenden Leben, oder einem Leben, das weder elend, noch glückselig ist, findet sich nichts Ruhm- oder Preiswürdiges; und doch ist ja in manchem Leben vieles, dessen man sich rühmen, das man anpreisen, und dem man einen Vorzug geben kann: So sagt Epaminondas: Meine Rathschlüsse verdunkelten den Ruhm der Lakonier. So sagt der Afrikaner: Vom Aufgange der Sonne, bis über die meotischen Pfützen übertrift mich niemand an Größe der Thaten.

Wenn

Wenn also das glückselige Leben des Ruhms und Preises, und des Vorzugs würdig ist: so giebt es nichts weiter, was noch außerdem würdig wäre, gepriesen, und vorgezogen zu werden. Dieses vorausgesezt, sehen Sie von selbst, was nachfolgt; dieses nämlich, daß, wenn jenes Leben, welches den Vorschriften der Vernunft und des Gewissens gemäß ist, nicht das glückselige wäre, so müßte es ein drittes Leben geben, welches noch besser wäre, als dieses glückselige. Jene werden sogleich sagen, das tugendhafte Leben sey etwas bessers, als das glückselige Leben. Verkehrter kann man die Sache nicht schließen. Wie, wenn die Laster die hinlängliche Folge haben, ein Leben elend

zu machen, und dieß geben sie zu: muß man nicht hinwieder gestehen, daß in der Tugend eine eben so große Kraft zum glückseligen Leben vorhanden sey? Entgegengesetzte Dinge haben auch entgegengesetzte Folgen. Ich möchte hier gerne wissen, was man von jener Waage des Critolaus denke. Nachdem er in eine Schaale die Güter der Seele, in die andere die Güter des Leibs und des Glücks gelegt hatte, so hält er dafür, jene Schaale des Guten sey so schwer, daß sie die Erde und das Meer niederdrücke.

Was soll nun diesem, oder dem Xenokrates, jenem ungemein erhabnen Philosophen, welcher der Tugend so beredsam das Wort geredet, und alles

übrige enthüllt und verworfen hat, abhalten, der Tugend nicht nur das glückselige, sondern das glückseligste Leben zuzuerkennen? Wo dieses nicht geschieht, müssen nothwendig alle Tugenden verlieren; denn wer einmal bekümmert werden kann, muß auch nothwendig von der Furcht überfallen werden; denn was ist die Furcht, als eine ängstige Erwartung eines künftigen Kummers? Und da derjenige, welcher der Furcht fähig ist, auch des Schreckens, der Niedergeschlagenheit, der Muthlosigkeit und Feigheit fähig ist: so muß es viele Fälle geben, wo ein solcher überwunden werden, und sich nicht vorstellen kann, wie jene Ermahnung des Atreus: Man soll sich im Leben so

gefaßt machen, daß man nie überwunden werden könne" ihn angehen soll. Ein solcher, wie ich sagte, wird überwunden; noch mehr, zum Sklaven wird er gemacht werden. Wir aber nehmen an, die Tugend bleibe allzeit frey, allzeit unüberwindlich, und wo das nicht ist, sey sie nicht vorhanden.

Da nun die Tugend Kraft genug besizt, uns edelgesinnt zu machen, so muß sie eben so viele haben, unserm Leben die Glückseligkeit zu verschaffen. Gewiß ists, daß die Tugend zum tapfern Leben verhelfe; da sie also auch eine große Seele, eine in allen Fällen unerschütterte, unüberwindliche Seele geben kann: so muß weiter keine Reue,

kein Mangel, kein Hinderniß zugegen seyn; so muß vielmehr alles im Ueberfluß, vollkommen, alles erwünscht, mithin alles auf eine glückselige Art zugegen seyn. Nun kann aber von der Tugend die Tapferkeit gegeben werden, also auch die Glückseligkeit des Lebens. Und wie die Thorheit, wenn sie auch alles, was sie wünschte, erhalten hat, dennoch immer glaubt, noch zu wenig erhalten zu haben: so ist die Weisheit allemal mit dem Gegenwärtigen zufrieden, und fühlt immer mit gleichem Zutrauen den Werth ihrer selbst.

Finden Sie nicht etwas Aehnliches in dem Bürgermeisteramt des C. Lälius, auch da ihm abgeschlagen wurde, was

er suchte (aber wenn ein Weiser und Tugendhafter, dieß war Lälius, am Wahltag vergessen wird, ist es nicht vielmehr, als würde dem Volk von einem rechtschafnen Bürgermeister, nicht diesem von dem Volk etwas abgeschlagen?) — Aber, wenn Sie nun die Wahl hätten, wünschten Sie sich nicht einen Bürgermeister, wie Lälius war, lieber Einmal, als viermal einer zu seyn, wie Cinna gewesen? Ich weis, wen ich dieß frage, und bin voraus versichert, was sie antworten werden; aber einen jeden ohne Unterschied möchte ich das nämliche nicht fragen. Es wäre wohl vieleicht möglich, daß einer zur Antwort gäbe, er ziehe nicht nur eine viermal wiederholte Bürgermeisterstelle Einer

vor, sondern schätze wohl noch einen Einzigen Tag des Cinna höher, als ganze Lebensalter vieler und berühmter Männer. Hätte Lälius nur jemand mit dem Finger berührt, er würde gebüßt haben; indeß Cinna seinem eignen Mitbürgermeister Cn. Octavius, dem P. Crassus, dem L. Cäsar, welche die edelsten Männer von bekannten Muth und Eifer in Staats- und Kriegssachen waren, dem M. Antonius, dem beredsamsten Mann, den ich je gehört habe, dem C. Cäsar, welcher der menschenfreundlichste, aufgeweckteste, artigste, liebreichste Mann war, die Köpfe abschlagen ließ. Soll nun dieser Menschenwürger wohl glückselig seyn können? Mir scheint er nicht nur schon darum

elend zu seyn, weil er es gethan hat, sondern auch, weil er sich so betragen hat, daß er, es zu thun, Erlaubniß haben konnte, (wiewohl man freylich zu sündigen niemals Erlaubniß haben kann. Es ist hier im Wort eine Zweydeutigkeit, indem man von einem Ding, das gestattet wird, gewöhnlich sagt, es sey erlaubt.)

Wann war C. Marius glücklicher, damals, als er den Ruhm des cimbrischen Siegs mit seinem Mitgenerale Catulus theilte, mit dem Mann, der beynahe der zweyte Lälius war, (denn an ihm finde ich die größten Aehnlichkeiten) oder damals, da er als Sieger im Bürgerkrieg den Anverwandten des Catulus, wel-

welche um sein Leben baten, mehr als einmal mit großer Zornhitze zur Antwort gab: Sterben muß er! Wohl war damals derjenige, welcher diesem gräßlichen Wutausruf gehorchen mußte, glückseliger, als der, der so lasterhafte Befehle gab; denn es ist besser, eine Unbild leiden, als einem andern sie anthun, und dem Tod, wenn er anzieht, selbst in etwas entgegen zu gehen (das that Catulus) als durch die Schuld des Mords eines solchen Mannes sich den Ruhm eines zu sechsmalen geführten Bürgermeisteramts zu vernichten, und noch die lezten Lebensjahre mit einer so schändlichen Handlung zu beflecken, welches Marius that.

Dionysius herrschte in Syracusa acht und dreyßig Jahre; denn schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre bemächtigte er sich der Oberherrschaft, und diese so überaus schöne, diese so mächtige Stadt, in welchem Sklavenjoch hielt er sie? Gleichwohl bezeugen glaubwürdige Männer in ihren Schriften, Dionysius habe bey seinem Unterhalt die strengste Mäßigkeit beobachtet, er habe bey allen seinen Unternehmungen einen ungemeinen Scharfsinn des Geists, und eine eben so große Thätigkeit bezeigt; aber dabey sey er bey einem von Natur bösen Herzen ein ungerechter Mann gewesen. Er ist also, wie ein jeder, welcher den Werth einer Sache zu beurtheilen im Stand ist, einsehen

muß, ein höchst elender Mann gewesen. Auch hat er eben die Dinge, nach welchen er strebte, auch damals, da er alles zu vermögen glaubte, nicht erlanget. Er stammte von einer guten Familie und rechtschafnen Aeltern her; (wiewohl andere dieß wieder anders erzählen) er besaß auf die uneingeschränkteste Art die Freundschaften von Leuten seines Rangs, genoß den Umgang seiner Blutsverwandten, hatte nach griechischen Gebrauch Jünglinge durch Liebe verbunden; und doch bey allem diesen hatte er niemand, dem er sich mit Vertrauen überlassen hätte, sondern einigen Sklaven, welche er aus den Häusern der Reichen nahm, und frey machte, Fremden, und rohen Wildlingen vertraute er die Sicherheit

seines Lebens. Seine ungerechte Herrschsucht schloß ihn auf gewisse Art in einen Kerker. Damit er nicht gezwungen wäre, seinen Hals dem Barbier zu überlassen, so lehrte er das Handwerk, den Bart abzunehmen, seinen Töchtern, und sohin mußten diese königlichen Prinzessinnen diesen niedrigen, knechtischen Dienst versehen, und gleich armen Barbiermädchen, dem Vater Haar und Bart abnehmen. Aber auch diesen Töchtern, als sie zu Jahren gekommen, nahm er zur Verrichtung dieses Diensts das Messer ab, und wies sie nunmehr an, ihm mit glühenden Nußschaalen Haar und Bart abzubrennen. Er hatte zwo Gemahlinnen, die Aristomache, eine Syrakusanerinn, und die Doris, eine Lucren-

crenserinn. Wenn er vor diesen zu zu Nachts erschien, so mußte vorher alles genau beobachtet und durchsucht werden. Um das Schlafzimmer war ein breiter Graben gezogen, und über denselben ein hölzernes Schlagbrückchen angebracht, welches er, nachdem er ehe sein Schlafgemach verriegelt hatte, aufzog. Er getraute sich nicht auf dem gewöhnlichen Redstuhl zu erscheinen, sondern sprach mit dem Volk von einem hohen Thurm herab. Als er einst Ball spielte, (ein Spiel, das er sehr liebte) und seinen Mantel weglegte, soll er sein Schwert einem jungen Menschen, den er sehr liebte, gegeben haben. Als darüber ein guter Freund im Scherz sagte: diesem hast du nun dein Leben anver-

traut, und jener dazu lächelte, ließ er sogleich beede hinrichten; jenen, weil er den Weg gezeigt, wie man ihn umbringen könnte; diesen, weil er durch sein Lachen jener Rede Beyfall gegeben hatte. Keine andere Uebelthat in seinem ganzen Leben hat ihn so sehr geschmerzt, als diese; denn er hatte denjenigen, den er liebte, getödtet. Auf diese klägliche Art werden schwache Gemüther von ihren Leidenschaften nach verschiednen und widersprechenden Seiten hingerissen. Wenn sie einem Theil nachgeben, sollen sie einem andern zuwiderhandeln. Doch dieser König erklärte einst selbst, wie es um seine Glückseligkeit stünde.

Damokles, einer der Hofschranzen, welche an großen Herren alles vollkom-

men finden, erwähnte bey Gelegenheit eines Gesprächs mit großem Aufheben, der Kriegsheere, der Reichthümer, des übergroßen Ansehens seiner Herrschaft, des Ueberflusses aller Dinge, der Pracht der königlichen Gebäude; er könnte sich nicht vorstellen, setzte er hinzu, wie jemals ein Mensch glücklicher gewesen seyn sollte. Möchtest du wohl, da du an diesem Leben so vielen Geschmack findest, es selbst versuchen? sagte Dionysius; Wünschtest du, so glücklich seyn zu können, wie ich es bin? Ich wünschte es schon, antwortete Damokles. Sogleich ließ er den Menschen auf ein goldenes Ruhbett setzen, das mit einer schön gewirkten, und mit herrlichen Kunststücken geschmückten Decke belegt

war;

war; er ließ mehrere Tische mit silbernen und goldenen Geschirren zieren, wählte schöne Diener aus, welche um den Tisch herumstehen, und auf jeden Wink eilen sollten, seine Wünsche zu vollziehen; die köstlichsten Salben, Blumenkränze und Gerüche erfüllten die Luft, und auf den Tisch wurden die schmackhaftesten Speisen gesezt. Wie glückselig schäzte sich Damokles! Allein mitten in dieser feyerlichen Pracht ließ Dionysius ein scharfes Schwert mit einem Pferdehaar an der Decke gerade über dem Scheitel dieses Glücklichen festmachen. Nun sah er weder auf die glänzenden Diener, noch auf die künstliche Geschirre, auch streckte er die Hand nach keiner Speise aus; die Blumenkränze

ent-

entfielen seinem Haupt, und endlich bewegte er den Tyrann durch Bitten, daß er ihn entließ, weil er nicht mehr so glücklich seyn wollte. Hätte wohl Dionysius nachdrücklicher erklären können, wie wenig bey demjenigen, der im immerwährenden Schrecken leben müßte, eine Glückseligkeit Statt finden könnte? Ja, ihm war sogar der Weg, zur Gerechtigkeit zurückzukehren, und seinen Bürgern die Freyheit, und ihre Rechte herzustellen, auf gewisse Art verschlossen. Die Thorheiten, womit er sich schon in seiner Jugend, wo man oft keiner Ueberlegung Gehör giebt, verwickelt hatte, und seine Verbrechen waren so groß, daß er seine Glücksumstände in Gefahr gesezt haben würde, wenn er einen

Anfang

Anfang gemacht hätte, der Vernunft Platz zu geben.

Wie sehr er sich nach Freundschaften, welche von ihm die Furcht vor Untreue verscheuhte, gesehnt habe, zeigte er bey jenen zweenen Pytagoräern. Er hatte von einem derselben die Bürgschaft, welche dieser für den Tod des andern leisten wollte, angenommen; als nun dieser zur Stund, wo er sterben sollte, zurück kam, rief Dionysius aus: **Wollte der Himmel, daß ich euer dritter Freund seyn könnte!** Wie elend muß dieser Zwang, seine Anverwandten von sich zu entfernen, der gesellschaftlichen Vertraulichkeit, und überhaupt einer näheren Gemein-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

schaft mit Freunden zu entbehren, einen Mann gemacht haben, dem man von Jugend auf die beßten Kenntnisse aller Arten von Wissenschaften beygebracht, und einen Geschmack für das Schöne der Kunst eingeflößt hatte. Er soll ein außerordentlicher Liebhaber der Musik, wie auch ein tragischer Dichter gewesen seyn. (Ob er ein guter gewesen, gehört nicht zur Sache. In solchen Dingen gefällt, ich weis nicht, wie, einem jeden das Seinige. Ich wenigst sah noch zur Stunde keinen Dichter, (und ich hatte doch auch mit dem Aquinius Freundschaft errichtet) der nicht von sich selbst geglaubt hätte, er wäre der beßte. Es ist nun einmal so. Ich finde an diesem, ein

an-

Bayerische Staatsbibliothek München

andrer an jenem Geschmack). Aber um wieder zum Dionysius zurück zu kommen, er lebte ausgeschlossen von allem menschlichen Umgang, und den Freuden der Gesellschaft in einer grausamen Einsamkeit. Flüchtlinge, wilde Abentheuer, Leute von der rohesten Art waren die Gefährten, mit denen er Umgang hatte, und wer immer so viele Verdienste besaß, frey zu werden, oder den Willen, es zu seyn: den für einen Freund zu halten, ward der Muth ihm benommen.

Nie werde ich mit einem solchen Leben, dem verächtlichsten, elendesten, verabscheuungswürdigsten, das sich denken läßt, das Leben eines Plato, oder

Archytas, dieser aufgeklärten, und wahrlich weisen Männer, vergleichen. Doch aus der nämlichen Stadt will ich einen ärmlichen, vergeßnen Mann, der viele Jahre nachher gelebt hat, den Archimedes, aus dem Staub und Schutt aufwecken. Bey meinem Aufenthalt in dieser Stadt als Quästor suchte ich an einem Ort voll Hecken, Gesträuche, und kleiner Hügeln nach den Grab des Archimedes, von dem die Syracusaner nicht wußten, wo es wäre; sie sagten, es wäre gar nicht vorhanden. Ich aber besaß noch einige Verse, welche, wie ich unterrichtet war, auf seinem Grabmaal befindlich, und vermög welchen im obersten Theil desselben eine Sphäre mit einem

Cy-

Cylinder vorhanden wären. Als ich nun alles mit größter Aufmerksamkeit durchsuchte (wie dann bey dem agragianischen Thore eine Menge Grabmäler zugegen sind) so entdeckte ich endlich eine kleine Säule, welche nur noch ein wenig aus den Gesträuchen hervorragte; auf derselben war nun die Figur einer Sphäre und eines Cylinders. Sogleich sagte ich den Syracusanern, (es waren die Vornehmsten bey mir) wie ich dafür hielt, daß eben dieses das Grab seyn müßte, welches ich suchte. Man beorderte eine Menge, welche den Ort aushauten, und öfneten. Als man nun frey hinzugehen konnte, begaben wir uns nach der entgegengesezten Seite, und bemerkten

sogleich die Grabschrift, von der gleichwohl die lezten Verse, bis fast in die Mitte, verlöscht waren. Auf diese Art hätte die berühmteste, griechische Stadt (einst war sie auch die gelehrteste) das Grabmaal dieses einzigen und außerordentlich scharfsinnigen Bürgers niemals kennen gelernet, wenn es ihnen nicht ein Mann von Arpinas gezeigt hätte.

Doch, um wieder auf meine Sache zu kommen, wer, wenn er mit dem Gefühl der Künste, nämlich mit Gefühl der Menschheit, ein wenig vertraut, und überhaupt mit der aufklärenden Litteratur bekannt geworden, wünschte nicht lieber, an der Stelle dieses Mathematikers, als dieses Tyrannens

rannens zu seyn? Wenn wir die Fassung und die Beschäftigung des Lebens von beeden betrachten: so wurde der Geist des einten durch die Bemühungen, Verhältnisse zu suchen, und anzuwenden, und durch das süßeste Gefühl, das das Herz eines Menschen erquicken kann, dem Vergnügungen eines fortgesezten Fleißes genährt, indeß die Seele des andern mit Blutvergießen und Mißhandlungen beschäftigt, und bey Tag und bey Nacht von schrecklichen Bildern geängstigt ward. Man vergleiche auf die nämliche Art den Demokritus, Pythagoras, Anaxagoras: welche Königreiche, welche Schätze würde man ihren Betrachtungen, ihren Vergnügungen vorziehen?

ziehen? Nothwendig muß in dem besten Theile des Menschen jenes Beßte aller Dinge, das wir suchen, enthalten seyn. Und der beßte Theil des Menschen ist doch gewiß ein scharfsinniger und wohlgeordneter Geist. Nach dem Besitz dieses Guts sollen wir also, wenn wir glückselig seyn wollen, streben; und da das einzige Gut des Geists die Tugend ist: so muß die Glückseligkeit des Lebens in der Tugend enthalten seyn. Alles also, (ich habe es schon oben gesagt; es scheint aber, ich müsse es ausführlicher sagen) was schön, was pflichtmäßig, und vortreflich ist, ist eine Quelle überfließender Freuden. Und da es klar ist, daß die Glückseligkeit in einer Reihe un-

unterbrochner, dauerhafter Freuden bestehe: so muß sie folglich aus einem Leben entstehen, das den Pflichten gemäß ist.

Doch, damit ich meine Sache nicht mit bloßen Vorstellungen beweise, so lasset uns eine rührende Schilderung hinzufügen, um uns dieselbe deutlicher vor Augen, und näher ans Herz zu legen. Man schaffe sich, und stelle sich in Gedanken einen Mann mit den vortreflichsten Eigenschaften vor, stelle ihn etwas vollkommner, als je einer zu seyn pflegt, sich vor. Dieser Mann muß vor allen einen durchdringenden Verstand haben; denn blöden Köpfen werden selten grosse Tugenden zu Theil. Dann muß er mit einem feurigen Eifer,

ser, jeder Wahrheit bis auf den Grund nachzuspüren, begabt seyn. Dieser kömmt aus der Seele auf eine dreyfache Art hervor. Entweder ist es eine Bemühung, die Eigenschaften jeder Dinge einzusehen, und die Natur derselben zu erklären; oder eine Erklärung, welche Sachen man meiden, und nach welchen man trachten müsse, oder eine Untersuchung der wahren Folgen, und Verhältnisse, und der Widersprüche aller Dinge. Alle Untersuchungen, die ein scharfsinniger Geist machen, alle Erfindungen, welche er zur Erkenntniß einer Wahrheit gewinnen kann, werden sich auf eines dieser dreyen Dinge beziehen.

Wie übergroß muß das Vergnügen des Weisen seyn, mit diesen schönen Sorgen zu leben, von denselben zu träumen, die Bewegungen dieses Weltgebäudes, und seine Wendungen zu betrachten, die unzählbaren Sterne, welche an dem Himmel hangen, und in bestimmten Kreisen mit ihm bewegt werden, zu sehen, dann sieben andere Sterne, jeden mit seinem eignen Lauf, jeden in einer großen Entfernung von Höhe und Tiefe, in einer, dem Schein nach unordentlichen Bewegung, welche gleichwohl in festgesezten und gewissen Sphären nach einer bestimmten Zeit vollbracht wird? Dieser Anblick erweckte den Geist der Alten, und ihre Begierde nach höhern Kenntnissen; daher

kam

kam die Untersuchung über den Anfang und den Keim aller Dinge, über die Art ihrer Entstehung, Geburt, Zusammensetzung, über den Ursprung aller Dinge der belebten und unbelebten, der stummen, und redenden, über das Entstehen ihres Lebens, und ihre Auflösung, über ihre Aenderung, und ihren Hinübergang aus einer Art von Geschöpf in eine andere, über den Ursprung der Erde, über das Gleichgewicht ihrer Lasten, über die ungeheuern Gruben der Meere, über die Gesätze der schweren Kraft, vermög welcher alle Dinge unaufhörlich nach dem Mittelpunkt der Welt, als dem untersten Punkt runder Körper, trachten.

Wessen Seele sich unabläßlich mit diesen Betrachtungen nähret, der wird in sich jener Ueberzeugung, welche das delphische Orakel vorschrieb, gewahr, vermög welcher der Geist, von Gebrechen befreyt, sich selbst erkennet, und seine Verbindung mit einem Geist göttlicher Art fühlet. Dieß verbreitet über sein ganzes Wesen eine Fülle unaussprechlicher Wonne. Schon jene Vorstellung von der Kraft und erhabnen Natur eines göttlichen Wesens erweckt in ihm eine flammende Begierde, an jener Unsterblichkeit Theil zu nehmen; und wenn er die Einrichtung aller Dinge betrachtet, wie die Ursache des einten aus dem andern hervorgeht, und ihre Verbindung durch

un=

unabänderliche Gesätze festgesezt ist, wie diese Verbindungen von Ewigkeit zu Ewigkeit fortfließen nach der weisesten Anordnung eines höhern Geistes, so hoffet er auf ein längers Leben, als dieß kurze Daseyn auf Erden ihm geben kann.

Indem er dieß alles betrachtet und untersucht, indem er nach allen Theilen und Gegenden umhersieht: mit welcher hohen Ruhe sieht er auf die Schicksale des gegenwärtigen Lebens, und der Zukunft hin! Dann gelangt man zur Erkenntniß dessen, was Tugend sey, sieht die Gattungen und Theile dieser Tugenden, findet, worinn die Natur das Höchste aller Güter, das Aeußerste aller Uebel gesezt habe,

wohin sie den Grund aller Pflichten gerichtet, und welche Weise zu leben für unsre Bestimmung die beßten und einzigen Vorzüge habe. Diese, und andere Erörterungen geben dieser gegenwärtigen Betrachtung eine vorzügliche Stärke, und die Ueberzeugung, daß zur Glückseligkeit des Lebens die Tugend mit sich selbst schon zufrieden sey.

Jener dritte Theil von Untersuchungen, welcher alle Theile der Weisheit begleitet und ordnet, ist damit beschäftigt, jede Sache zu benennen, sie in ihre Arten einzutheilen, Folgen zu verbinden, vollendete Dinge zusammzufügen, das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Er verschaft unendliche

Vor=

Vortheile, den innern Gehalt jedes Dings zu durchforschen, und gewährt zugleich das edelste Vergnügen, das ein Weiser genießen kann. Aber das ist eine Sache freyerer Stunden.

Wenn nun aber dieser Weise wichtige Angelegenheiten des Staats übernimmt: wer, als eben er, ist geschickter, demselben die herrlichsten Dienste zu leisten? Seine Einsichten lassen ihn überall die nächsten und besten Quellen zum Wohlseyn seiner Mitbürger entdecken; seine ungeheuchelte Gerechtigkeitsliebe macht ihn überall seine Hausvortheile über die allgemeinen vergessen, und seine vielen, und verschiedenen Tugenden begleiten ihn in alle Verrichtungen. Man setze zu diesen

allen die Früchte der Freundschaft, welche, nach dem Urtheil der Verständigen, eine immerwährende, und gleichförmige Unterstützung in allen Fällen des Lebens verschaffet; und im vertraulichen Umgang und wechselseitigem Antheil unzählige Vergnügen gewährt; was kann dieses Leben vermissen, um noch glückseliger zu werden? Wo so viele, so große Freuden sich finden, muß das Glück selbst sich zurückziehen. Wenn nun die Freude, so viele Güter der Seele, nämlich, so viele Tugenden zu besitzen, eine Glückseligkeit ist; wenn sie ein natürliches Vorrecht weiser Männer ist: was folget hieraus unstreitiger, als daß sie alle glückselig seyn müssen?

Aud. Auch, wenn man sie peinigt und foltert?

Marc. Meynen Sie, ich habe mich auf Veilchen und Rosen gelegt, indem ich dieß behauptete? Sollte Epikur, der indeß den Namen eines Philosophen sich selbst gab, und mit der Rolle desselben nur spielte, behaupten dürfen, (in so weit die Sache wahr ist, geb' ich ihm Beyfall) es wäre kein Fall für den Weisen möglich, und wenn man ihn auch brennen, foltern, oder stümmeln sollte, wo er nicht aufrufen könnte: „Wie wenig achte ich dieß alles!" Zumal, da er den Schmerzen, als die Gränzen aller Uebel, die Wollust, als die Gränzen alles Guten annimmt, unsrer Begriffe vom Edeln und Schändlichen

chen spottet, da er behauptet, wir beschäftigten uns mit leeren Sprüchen, und brächten bloße Worte ohne Bedeutung vor, indem nichts unser Wesen angehen könne, als was auf unsern Körper einen angenehmen, oder unangenehmen Eindruck macht. Sollte er, der beynahe wie die Thiere urtheilt, sollte er, sag' ich, hier seiner vergessen dürfen? Sollte er, nachdem alles, was er ein Gut und ein Uebel nennet, von der Willkühr des Glücks abhängt, das Glück verachten dürfen? Sagen dürfen, er wäre noch glückselig, auch wenn man ihn auf die Folter brächte, ihn auf das schmerzhafteste peinigte, nachdem er zu gleicher Zeit den Schmerz das höchste, ja das einzige Uebel nennt?

Auch hat er keineswegs jene Mittel vorgeschlagen, welche einzig zureichend sind, den Schmerz ertragen zu helfen, jene unerschütterte Stärke des Geists, jene Furcht vor Schande, jenes Ueben und Abhärten im Dulden, jene Grundsätze der Tapferkeit, jene männliche Unbeugsamkeit, sondern alles, sagte er, wozu er seine Zuflucht nimmt, ist, daß er seinen Geist mit der Erinnerung an genossene Wollüste erquicken heißt; gerade, als wenn jemand, der erhizt, und außer Stand wäre, das Eindringen der Wärme zu ertragen, sich damit helfen wollte, daß er sich erinnerte, wie ihn einst in unserm Arpinat erfrischende Quellen umflossen hätten. Es läßt sich niemals begrei-

fen,

fen, wie das Andenken an vergangne Vergnügungen etwas beytragen könne, gegenwärtige Uebel zu lindern.

Wenn er nun aber dem ungeachtet behauptet, der Weise sey in allen Fällen glückselig, das er, wenn er sich gleich bleiben wollte, unmöglich thun könnte: was müssen diejenigen thun, die sich erklären, nichts sey unsrer Wünsche, nichts des Namens eines Guts würdig, was nicht der Tugend würdig, was nicht der Tugend gemäß wäre? Auch die Peripathetiker, und die alten Akademiker sollten endlich einmal, ich rathe es ihnen, aufhören, in diesem Stücke zu stottern, und sollten sich den Muth nehmen, in einer be-

stimmten, und öffentlichen Erklärung, zu behaupten, daß die Glückseligkeit des Lebens auch in den Ochsen des Phalaris steige.

Meintwegen mag man immer drey Gattungen von Gütern beybehalten, (damit ich mich einmal von den Fangschlüssen der Stoiker, derer ich mich, wie ich nun merke, öfters, als ich sonst pflege, bedient habe) man mag, sage ich, immer drey Gattungen beybehalten, wenn nur die Güter, die den Körper und äußerliche Dinge betreffen, zu Boden liegen, und nur, wie man es in ihrer Art nehmen kann, Güter genannt werden. Jene herrlichen Dinge aber sollen sich über alles erheben und ausbreiten, und bis in

Himmel sich schwingen. Was hindert uns, denjenigen, der sie erlangt hat, nur glückselig, und nicht im vollem Maaß so höchst glückselig, als ein Mensch es seyn kann, zu nennen? Soll etwa der Weise den Schmerzen fürchten? (Dieser steht unsrer Meynung vorzüglich entgegen; denn was den Tod, den Verlurst unsrer Freunde, den nagenden Kummer, und die übrigen Krankheiten der Seele betrift, dafür hatten wir uns, bin ich der Meynung, durch unsre vorgehende Betrachtungen hinlänglich geschüzt und bewaffnet.) Der Schmerz scheint der grausamste Feind der Tugend zu seyn; er drohet, uns die Tapferkeit, die Größe des Geists, unsern Muth im Dulden dro-

 het

het er, uns zu benehmen. Aber soll die Tugend nicht stärker, als er seyn? Soll das glückselige Leben eines weisen und standhaften Mannes ihm unterliegen? Welche Schande, ihr guten Götter, wäre es, dieß zu denken! Die Knaben in Sparta seufzen nicht, wenn sie mit Geiseln auf das peinlichste zerfleischt werden. Ich selbst sah in diesem Staat ganze Schaaren muthiger Jünglinge, welche mit einer unglaublichen Anstrengung mit Kolben und Fäusten kämpften, sich mit den Nägeln und Zähnen zerrissen, und lieber todt dahin fallen, als gestehen wollten, sie wären überwunden. Wo ist die Menschheit noch roher, wo die Barbarey noch ungeheurer, als in Indien? Ihre Weisen

gehen unbekleidet herum, ertragen, ohne im geringsten über einen Schmerzen zu klagen, die Kälte und grausamen Stürme des Caucasus, gehen dann ins Feuer, und lassen sich brennen, ohne zu seufzen. Die Weiber in Indien, wenn ihr Mann stirbt, versammeln sich zu einem ordentlichen Wettstreit und Gericht, welche von ihnen der Verstorbne am meisten geliebt habe; denn Ein Mann hat nach ihrer Einführung mehrere Weiber. Die, welche den Sieg davon trägt, besteigt, von ihren Anverwandten nachbegleitet, freudig den Holzstoß ihres Mannes, indeß die Ueberwundnen traurig davongehen. Eine bloße Gewohnheit wäre nicht mächtig genug, die Natur umzuändern; indem die Natur

in unabänderlichen Kräften wirkt; aber unsern Geist haben längst Schattenbilder, Wollüste, geistlose Dinge, Langweil und Trägheit entstellt, und Meynungen, und böse, weichliche Gewohnheiten haben unser Herz zu herzhaften Dingen entnervet. Die Standhaftigkeit der Egyptier ist bekannt. Es sind schändliche Irrthümer von der bösesten Art, worinn ihre Seele versunken ist; aber eher dulden sie die grausamsten Peinen, ehe sie sich dahin bringen ließen, einen Storch, eine Schlange, eine Katze, einen Hund, oder ein Crocodil zu verletzen; und wenn sie aus Unachtsamkeit eines verlezt haben, so weigern sie sich nicht, mit jeder Strafe darüber zu büßen.

Das dulden Menschen; was soll ich von den Thieren sagen? Wie ertragen sie nicht Kälte und Hunger, und alles Ungemach auf ihren Zügen und Märschen durch Wälder und rauhe Felsen? Was dulden sie nicht, ihre Jungen zu vertheidigen? Sie achten weder Wunden, noch gewaltsame Anfälle, noch feindliche Hiebe. Ich will von jenem nichts melden, was die Ehrsüchtigen, um Ehre zu erhaschen; die Ruhmsüchtigen, um sich einiges Lob zu erwerben; die Verliebten, um ihre Begierde zu befriedigen, unternehmen und dulden müssen. Das Leben ist voll solcher Beyspiele; aber ich will nicht zu sehr ausschweifen; ich will wieder zu den Faden dieser Betrachtung zurückkehren.

Ja, wahrhaftig, das glückselige Leben wird auch mitten in Peinen nicht aufhören; es wird, nachdem es die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit, und besonders die Tapferkeit, die stille Größe des Geists, den Muth, auszuleiden, zu Gefährten hat; wann es das Angesicht des Peinigers erblickt, nicht zurückweichen, noch, wie ich oben sagte, wenn alle Tugenden unerschüttert zu den Martern schreiten, außer dem Eingang, und der Thüre des Kerkers still stehen. Ich kann mir nichts abentheuerlichers, nichts schändlichers denken, als diese Glückseligkeit, wenn sie, sich selbst überlassen, wenn sie von dem herrlichen Gefolg dieser Tugenden entfernt seyn könnte; aber dieß kann sie unmöglich; so wenig die

Tu=

Tugenden ohne glückseligem Leben in Verständniß sind: so wenig kann dieses ohne jenem bestehen. Nie werden die Tugenden zugeben, daß die Glückseligkeit sich von ihnen entferne; sie werden diese mit sich führen, wo man sie immer zu Schmerzen und Qualen dahinreißt; denn dieß ist ein eignes Vorrecht des Weisen, nichts, dessen ihn einst gereuen könnte, nichts gezwungen zu thun, sondern alles mit einer feyerlichen Größe, mit Standhaftigkeit, mit Würde nach den Vorschriften der Tugend auszuführen, nichts so zu erwarten, als wenn der Ausgang gewiß wäre, nichts, was sich ereignet, als käme es wider alle Vermuthung, zu bewundern, alles nach seinem Gutdünken abzuwägen, und auf

seinen Urtheilen unerschüttert zu bleiben. Eine grössere Glückseligkeit, als diese ist, kann wenigst ich mir nicht vorstellen.

Die Stoiker finden hierinn ihren Beweis ganz leicht. Da sie überzeugt sind, daß die Gränzen aller Güter in der Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit des Lebens mit der Natur bestehen, und da der Weise, dieß zu thun, nicht nur Pflicht, sondern auch Macht genug hat: so folgt ganz natürlich, daß, wer das höchste Gut in seiner Gewalt hat, auch die Glückseligkeit des Lebens besitzen, und daß mithin der Weise allemal glückselig seyn müsse.

Diese nun sind die stärksten Gründe, welche man für das glückselige Leben anfüh-

führen kann, und sie sind es in Wahrheit, außer sie wüßten etwas bessers zu sagen.

Aud. Ich weis nichts bessers zu sagen; aber, da sie von keinen Fesseln zu einer gewissen Sekte hingezogen werden, sondern allenthalben das Wahrscheinlichste herausnehmen, so möchte ich Sie wohl bitten, wenn es Ihnen nicht zu sehr zur Last fällt, mir ihre Gründe zu sagen, welche sie gehabt haben werden, als sie die Peripatetiker, und die alte Akademiker aufmunterten, frey und ohne alle Zurückhaltung zu behaupten, daß sich bey der Weisheit allemal die höchste Glückseligkeit fände. Sie haben doch ehe dieser Meynung selbst oft wider-

derſprochen, und ſich manchmal der Gründe der Stoiker bedient.

Marc. Ich will alſo nach dieſer Freyheit handeln, welche in der Philoſophie uns allein angehört; da wir bey unſern Unterſuchungen nie einen Ausſpruch thun, ſondern die Gründe der Sache auf allen Seiten herlegen, und es andern überlaſſen, ihr Urtheil, ohne Rückſicht auf das Anſehen eines Lehrers, allein nach der Wahrheit abzugeben. Sie verlangen eigentlich, wie mir däucht, bewieſen zu ſehen, daß die Tugend (die Philoſophen mögen ſich in ihren Meynungen über die Gränzen des Guten und Böſen widerſprechen, wie ſie wollen) allemal Kraft genug in ſich habe, die Glückſeligkeit des Lebens zu

ver=

verschaffen. Dieß soll Carneades gerne vertheidigt haben, so, wie er nämlich wider die Stoiker loszog; er widerlegte sie auf das hitzigste, und sein Geist gerieth in Flammen, ihre Lehrgebäude umzustoßen; ich für meinen Theil will friedfertiger mit ihnen verfahren. Haben die Stoiker die wahren Gränzen des Guten und Bösen voraus gelegt: so ist die Sache schon ausgemacht; so ist es unstreitig, daß der Weise auch glückselig sey. Doch, ich will, so viel möglich, die Meynungen aller übrigen durchgehen, um zu versuchen, ob dieser herrliche, gleichsam festgesezte Grundsatz über das glückselige Leben nicht auf alle Meynungen und Lehrgebäude sich erstrecke.

Wie mich däucht, sind über die Gränzen des Guten und Bösen die folgenden Meynungen oft bestritten und vertheidiget worden; nämlich diese vier einfachen: Nichts ist gut, als was den Pflichten gemäß ist; dieß sagten die Stoiker. Nichts ist gut, als was vergnügend ist; dieß behauptete Epikur. — Nichts ist gut, als die Befreyung von Schmerzen; dieß wollte Hieronymus. Nichts ist gut, als die vornehmsten, oder alle, oder doch den größten Theil der Naturgüter genießen; dieß vertheidigte Carneades wider die Stoiker. Diese sind, sage ich, die einfachen. Die übrigen drey Eintheilungen der Güter sind vermischt. Die Vorzüglichsten bleiben doch die Güter des Geists, dann kämen

die

die Güter des Körpers, und endlich die Güter des äußerlichen Glücks; so theilten die Peripatetiker, und nicht viel anders die alten Akademiker ein. Clitomachus und Callipho gaben der Tugend die Wollust zu; der Peripatetiker Diodorus vereinigte mit der Tugend die Unempfindlichkeit. Uebrigens sind diese alle die Meynungen, welche beträchtliche Gründe für sich haben; denn was Aristo, Pyrrho, Herrillus und einige andere sagten, ist längst vergessen worden.

Ich will von den Stoikern, deren Meynungen ich hinlänglich vertheidiget zu haben glaube, nichts weiter anführen, und die übrigen prüfen, was sie leisten können. Die Sache der Peripa-

tetiker ist ganz offenbar entschieden; außer dem Theophrast und denjenigen, welche ihm etwa zugethan seyn mochten, pflegen sie vor dem Schmerz auf eine kleinmüthige Art zu zittern, und denselben zu vermeiden. Die übrigen haben ein Recht, das sie wirklich ausüben, von der Würde und der herrlichen Kraft der Tugend so prächtig, als sie wollen, zu sprechen. Nachdem sie selbe einmal bis an den Himmel mit Lobsprüchen erhoben haben, wie es beredsame Leute mit vielem Gepräng zu thun pflegen: so fällt es nicht weiter schwer, ihre folgenden Sätze, so bald man sie mit jenen vergleicht, zu entkräften, und für nichts zu achten; denn diejenigen, welche voraus behaupten, man müsse auch auf

dem Weg der Schmerzen nach Ruhm streben, können nachher dem, welcher denselben erlangt hat, nicht mehr die Glückseligkeit absprechen; und sollte er sich auch noch in Uebeln befinden: so hat das, was man Glückseligkeit nennt, eine vielseitige und weitläuftige Ausdehnung; denn wie man einen Waarenhandel vortheilhaft, eine Aernte fruchtbar nennt, nicht, wenn jener gänzlich von allem Schaden befreyt, diese von gar allem schädlichen Einfluß der Witterung verwahrt geblieben, sondern wenn nur in beyden der größte Theil zum gewünschten Wohlseyn gekommen ist: so kann auch ein Leben nicht nur dann, wenn es auf allen Seiten mit Gütern überhäuft, sondern wenn es auch nur

in Betref der meisten und wichtigsten Theile beglückt ist, mit Recht glückselig genannt werden. Gemäß dem Verhältniß ihrer Grundsätze wird also die Glückseligkeit des Lebens der Tugend auch in die Marterkammer folgen, und gemäß dem Lehrgebäude des Aristoteles, Xenokrates, Speusippus, Polemon, wird sie auch in den glühenden Ochsen steigen; so wird sie das tugendhafte Leben auch im Schooß des Glücks nicht treulos verlassen. Dieser Meynung werden auch Callipho und Diodorus seyn; denn beede sind für die Tugend so eifrig eingenommen, daß sie dafür halten, alles, wo sie nicht zugegen ist, sey in die Klasse der nichtswürdigsten und niedrigsten Dinge zu setzen.

zen. Bey den übrigen läßt es, wie es scheint, etwas härter; aber die Sache des Epikurs, des Hieronymus und der übrigen, welchen die Vertheidigung eines beredsamen Carneades am Herzen liegt, läßt sich noch so ziemlich hinlänglich retten. Es ist niemand, der nicht den Geist zum Richter über jene Güter machte, und ihn nicht ausrüstete, um die Dinge, welche Güter, oder Uebel zu seyn scheinen, verachten zu können; denn die Angelegenheit des Lebens, welche dem Epikur wichtig scheint, ist es auch dem Hieronymus, dem Carneades, und in der That, wem ist sie es nicht?

Wer bleibt saumselig, sich wider den Tod oder den Schmerz zu rüsten?

Wenn es Ihnen gefällig ist, so lassen Sie uns von dem anfangen, den man einen Wollüstling und Weichling nennt. Scheint Ihnen derjenige den Tod, oder einen Schmerz zu fürchten, welcher seinen Sterbtag einen glückseligen Tag nennt? Der, wenn ihn heftige Schmerzen peinigen, dieselben durch die Erinnerung und das Andenken an seine Erfindungen vertreibet? Dieser Sprache bedient er sich so ernsthaft, daß sie ihm keineswegs in einer Hitze entfallen zu seyn scheint; denn was seine Begriffe von dem Tod betrift, so ist er der Meynung, wenn der Körper zerstöret wäre, dann wäre auch alles Bewußtseyn verflogen, und wo man, schließt er weiter, nichts fühlt, da kann einen auch nichts ange-

angehen. Auf die nämliche Art hat er von dem Schmerz seine besondere Grundsätze; wenn sie gar heftig wären, meynt er, und damit tröstet er sich, so daurten sie nicht lang; und wenn sie lang daurten, so wären sie gering. Was haben denn diese Großsprecher bessers aufzuweisen, als Epikur, um sich wider diese zwey Dinge, welche das menschliche Herz vorzüglich ängstigen, zu stärken? Und was die übrigen Zufälle, welche man Uebel nennt, betrift: scheint nicht dagegen Epikur, und die übrigen Philosophen hinlänglich gerüstet zu seyn? Wer zittert nicht vor der Armuth? Aber das thut kein Philosoph.

Und selbst Epikur, mit wie wenigem begnügt er sich! Niemand hat wohl

ausführlicher zum Lob einer mäßigen Lebensart geschrieben. Da er keine der Leidenschaften besizt, welche ein Verlangen nach Geld erwecken, damit man den Aufwand zur Befriedigung der Liebe, des Ehrgeizes, der täglichen Ausgaben bestreiten könne, da er weit von allen diesen Dingen entfernt ist: warum soll er sich heftig nach Geld sehnen, oder ihm überhaupt einigen Werth beylegen? Der Scythe Anarchasis konnte das Geld verachten: sollten unsre Philosophen es nicht gekonnt haben? Diese waren die Worte in dem Briefe des Scythen:

„Anarchasis meldet dem Hanno seinen Gruß. Mein Kleid ist ein scythischer Mantel; meine Schuhsole die Ferse; mein Zimmer die

Erde;

Erde; mein Gewürz der Hunger. Milch, Käse und Fleisch sind meine Speisen. Und so kannst du zu mir, der ich mit diesen zufrieden lebe, kommen. Deine Güter aber, an denen du so viel Herrliches zu sehen glaubtest, schenke deinen Mitbürgern, oder schenk sie den unsterblichen Göttern."

Und so war beynahe kein einziger denkender Kopf, er mochte sich an ein Lehrgebäude gehalten haben, an welches er wollte, (außer es hätte ihn eine ganz zerrüttete Natur aus der Lage einer gesunden Vernunft geworfen) der es nicht hätte dahin bringen können, einer gleichen Meynung zu seyn.

Als man einmal in einem feyerlichen Umzuge eine große Menge Golds und Silbers herumtrug, sagte Sokrates: O welche Menge von Dingen, die ich nicht vermisse! Dem Xenokrates brachten Gesandte des Alexanders fünfzig Talente; dieß war damals, besonders zu Athen, eine außerordentlich beträchtliche Summe Gelds. Xenokrates führte die Gesandten in seinen Lehrsaal zum Nachtessen, und sezte ihnen, ohne alle Feyerlichkeit, so viel vor, als sie nöthig hatten, ihren Hunger zu stillen. Den andern Tag bathen die Gesandten, er möchte ihnen sagen, wem sie das Geld aufzählen sollten. Wie, meine Freunde, gab Xenokrates zur Antwort, und ihr hättet aus dem

gestrigen geringen Nachtmahl nicht abgenommen, daß ich ganz und gar keines Gelds bedürfe? Doch nahm er dreyßig Minen an, weil er sah, daß die Gesandten über seine Antwort bestürzt geworden, und er keinen Verdacht, als verachtete er die Freygebigkeit des Königs, auf sich ziehen wollte.

Diogenes handelte, nach Art der Cyniker, noch freyer. Alexander bath ihn, er möchte nur sagen, wessen er bedürfe: Für jezt, gab ihm Diogenes zur Antwort, gehe mir ein bischen aus der Sonne. Alexander stund nämlich zwischen ihn und der Sonne, als er in der Sonne sich wärmte. Dieser Philosoph pflegte oft davon zu reden,

wie er sein Leben weit besser genöße, und weit glückseliger wäre, als der Perserkönig; ihm gehe nichts ab; jener hätte niemals genug; er verlange nicht nach seinen Wollüsten, die ihn niemals sättigten; jener aber könnte die seinigen auf keine Weise erlangen.

Wie Epikur die Begierden in gewisse Gattungen theile, das haben Sie, glaube ich, bemerket. Seine Abtheilung ist nicht eben die feinste, aber doch nützlich ist sie; er nimmt nämlich Begierden an, welche natürlich und nothwendig, welche natürlich, aber nicht nothwendig, welche keines von beyden wären; die nothwendigen zu befriedigen, dazu werde äußerst wenig erfordert,

da jeder Fähigkeiten hätte, die Reichthümer der Natur sich anzuschaffen; die zwote Gattung sey eben so wenig schwer, sich anzuschaffen, als derselben zu entbehren; die dritte aber, da sie in allem Betracht eitel, und weder vom Bedürfniß gefordert, noch der Natur verwandt wären, müßte man, meynt er, gänzlich aus dem Herzen verbannen.

Ueber diesen Gegenstand erklären sich die Epikuräer sehr weitläuftig, und legen sie den geringen Werth dieser Wollüste genau auseinander; sie verachten zwar ihre Gattungen nicht, aber doch suchen sie eine große Verschiedenheit. Was die schändlichen Wollüste betrift, worüber sie sehr ausführlich reden, so

wären sie leicht zu erlangen, wären gemein, und von der Natur jedem Thier mitgetheilt; und wollte diese dieselbigen befriedigen, so wäre dabey nicht auf die Gattung, noch auf den Ort, noch auf die Ordnung, sondern auf die Gestalt, das Alter, und die Figur zu sehen; übrigens sey es ganz und gar nicht schwer, sich derselben zu enthalten, im Fall es die Gesundheit, die Pflicht, oder der gute Ruf erfordert; wenn aber sonst kein Hinderniß im Weg steht, so seyen diese Wollüste überhaupt zwar wünschenswerth; nützlich aber seyen sie niemals. Das allgemeinste seiner Grundsätze über die Wollüste besteht darinn, daß er meynt, sie wären an sich selbst, in so weit es angenehme Ge-

fühle wären, allzeit wünschens- und suchenswerth; so wie aus der nämlichen Ursache der Schmerz, in so weit er ein unangenehmes Gefühl ist, allzeit zu vermeiden wäre. Hiemit werde sich der Weise dabey so verhalten, und entschädigen, daß er die Wollüste vermeide, im Falle sie die Ursach eines größern Schmerzens seyn sollen, und daß er Schmerzen auf sich nehme, im Falle sie ihm zu größern Wollüsten verhelfen; indeß hätten alle wollüstige Gefühle, wenn gleich das Gefühl des Körpers sie wahrnimmt, doch mit dem Geiste eine Verwandtschaft; der Körper würde nur dann ergözt, wenn das Gefühl gegenwärtig ist; der Geist aber empfände das gegenwärtige Vergnügen zugleich mit dem

Körper, und fühle dem kommenden entgegen, und lasse das vergangne nicht aufhören; auf diese Art genöße ein Weiser unaufhörliche und zusammgesezte Vergnügungen, indem sich die Erwartung derer, die er hoffet, mit dem Andenken an diejenigen, welche er bereits genossen hat, vereinigte.

Aehnliche Betrachtungen macht Epikur auch über den Unterhalt des Lebens; er tadelt den prächtigen Aufwand, und die Schwelgereyen der Gastmäler; denn die Natur wäre mit gar wenigem zufrieden.

Wer sieht doch nicht, daß die beßte Zurichtung solcher Dinge der Durst und Hunger nach selben sey? Darius trank auf seiner Flucht aus einem trüben Was-

ser,

ser, das voll Todtenkörper war, und er betheurte, es hätte ihm nie ein Trunk besser geschmeckt; er hatte nämlich noch niemals aus dem Trieb des Durstes getrunken, so wie Ptolemäus niemals aus Hunger gegessen. Als er Egypten durchreisete, und sein Gefolg nicht gleich nachkam, reichte man ihm in einer Hütte ein schimmlichtes Hausbrod; und er sagte, nie habe ihm etwas besser geschmeckt. Sokrates gieng einst bis auf den Abend mit vieler Anstrengung spazieren; als man ihn um die Ursache fragte, soll er geantwortet haben, er wolle, damit ihm das Nachtessen besser schmecke, durch das Gehen den Hunger reizen. Und sind uns die Tafeln der Lacedämonier in den Phiditiis nicht eben so bekannt? Als

der König Dionysius einst bey ihnen speißte, betheuerte er, es habe ihm jene schwarze Brühe, worinn doch die vornehmste Speise bestund, ganz und gar nicht geschmeckt. Das wundert mich gar nicht, antwortete derjenige, welcher sie gekocht hatte; es fehlten die Gewürze. „Wie, welche Gewürze?“ Die Ermüdung in der Jagd, der Schweis, der Lauf vom Eurotas, der Hunger, der Durst; diese sind die Gewürze an den Tafeln der Lacedämonier.

Aber nicht nur von Beyspielen einer bessern Menschenart, selbst von den Thieren kann man dieß lernen, indem sie mit allem, was man ihnen vorwirft, wenn es nur ihrer Natur nicht zuwider

ist, zufrieden sind, und nichts weiter verlangen. Ganze Staaten, wie ich eben den lacedämonischen anführte, von der Gewohnheit geleitet, lieben die Sparsamkeit. Xenophon beschreibt die Tafeln der Perser, und er bezeuget, daß sie, außer Krese nichts zum Brod weiter hinzuzusetzen pflegten. Wenn aber auch die Natur einmal etwas angenehmers verlangte, welche Mengen genießbarer Dinge, deren Geschmack vortreflich, und deren Auswahl im Ueberfluß vorhanden ist, befinden sich nicht im Schooß der Erde, und auf den Bäumen! Man setze zu diesen die Nüchternheit, welche eine Folge der Enthaltsamkeit in Speis und Trank ist, setze die Dauerhaftigkeit einer ungekränkten Gesundheit hinzu, betrach-

te dieß auf einer Seite, und dann auf der andern den schändlichen Schweis, das abscheuliche Athemholen derer, die gleich gemästeten Ochsen, mit Speisen überladen sind: dann wird man überzeugt werden, daß eben diejenigen, welche am heftigsten nach der Wollust trachten, dieselbe am wenigsten erlangen, und daß das Vergnügen der Tafel im Hunger, nicht im Sattseyn bestehe.

Timotheus, ein berühmter Mann, und der vornehmste in Athen, speißte einst beym Plato, und fand an seiner Tafel ein außerordentliches Vergnügen. Als er ihn nun den andern Tag wieder sah, soll er gesagt haben: Eure Gastmahle sind einem nicht nur, wann man sie genießt, sondern auch den fol-

folgenden Tag noch angenehm. Ja, sogar der freye Gebrauch des Geists ist denen versagt, welche zu übermäßig mit Speisen und Getränken überladen sind. Es ist hierüber ein herrlicher Brief des Plato an die Anverwandten des Dions vorhanden, wo er sich beynahe wörtlich so ausdrückt: „Bey meinem Aufenthalt daselbst hat mir jenes hochgeprießne glückselige Leben, welches voll von italiänischen und syracusanischen Tafeln ist, ganz und gar nicht gefallen. Zweymal des Tags sich satt essen, nie eine Nacht allein bleiben, und was immer noch zu diesem Leben gehört, worinn niemand weise würde; mäßig aber am allerwenigsten. Denn wie wun-

 derbar

derbar müßte das zugehen, wenn bey einer solchen Lebensart die Natur noch in den Schranken der Mäßigkeit blieb?"

Und wie kann ein Leben angenehm seyn, von dem alle Klugheit, alle Mäßigung entfernt ist? Hieraus kann man auf die Größe der Thorheit eines ungemein reichen syrischen Königs, des Sardanapalus, schließen, der auf seinen Grabschild diesen Vers graben ließ:

Das habe ich jezt, was ich gegessen, was meine gesättigte Begierde verschlungen hat; aber jene vielen und herrlichen Dinge liegen verlassen zurück.

Was könnte man anders, sagt Aristoteles, auf das Grabmaal eines Ochsen, nicht

nicht eines Königs, schreiben? Er sagt, er besitze noch als ein Verstorbener das, was er, da er lebte, nicht länger besaß, als er es genoß.

Was den Reichthum betrift, warum soll man nach denselben sich sehnen? Wo ist jemand, der bey der Armuth nicht glückselig seyn könnte? Ehrenzeichen, Kunststücke besizt der Arme nicht, bey den Spielen befindet er sich nicht; aber wenn jemand an diesen Dingen sein Vergnügen hat, genießen nicht die Leute von geringen Umständen solche Sachen weit besser, als diejenigen, welche daran einen Ueberfluß haben? Wir in unsrer Stadt besitzen ja auf öffentlichen Strassen eine unbeschreibliche Menge von allen Gattungen dieser Dinge. Diejenigen,

welche besondere Sammlungen besitzen, genießen außer dem, daß ihre Anzahl geringer ist, auch die Gelegenheit, sie zu sehen, seltner, wenn sie sich auf dem Lande befinden. Und zu gleicher Zeit naget sie immer eine kleine Unruh, so oft sie daran denken, wo sie dieselben herbekommen haben. Doch ein ganzer Tag würde nicht hinreichend seyn, wenn ich alles, was für die Armuth sich sagen läßt, anführen wollte. Es ist eine offenbare Sache, und selbst die Natur erinnert uns alle Augenblicke, wie wenig, wie klein und gering die Sachen seyen, deren sie bedarf.

Soll vielleicht ein geringes Herkommen, ein niedriger Stand, oder die Mißkennung des Volks jemand nicht glückselig seyn lassen? Ich fürchte sehr, ob nicht jenes Berühmtseyn unter dem Volk,

jener

jener Ruhm, nach welchen man so sehr verlanget, mehr Beschwerlichkeit als Vergnügen in sich enthalte. Es war in der That sehr unmännlich von unserm Demosthenes, als er versicherte, wie ihn jenes Geflüster der Wasserträgerinn, wie es deren iu Griechenland giebt, sehr gefreut habe, indem sie einer andern ins Ohr flüsterte: Dieser ist jener Demosthenes. Was konnte unmännlicher seyn, und doch welcher gewaltige Redner! Er hatte nämlich herrlich vor andern, aber wenig mit sich selbst reden gelernet.

So wenig also das Berühmtseyn bey dem Volk (daran muß man stets sich halten) wegen sich selbst wünschenswerth ist: so wenig ist ein Leben ohne Vorzug unsrer Kränkung würdig. Ich kam, sagte Demokritus, nach Athen, und

und niemand kannte mich. Wahrhaftig, eine männliche, große Seele, die sich rühmet, ohne Ruhm gewesen zu seyn. Wenn die Flötenblaser, und diejenigen, die auf Saiten spielen, Takt und Melodie nach ihrem, nicht nach dem Volksgeschmack richten: wird wohl ein weiser Mann, dessen Kunst weit erhabner ist, sich so weit erniedrigen, nicht darauf, nicht dahin, wo die reinste Wahrheit, sondern was der Wille des Volks ist, zu sehen? Könnte etwas närrischers seyn, als diejenigen, welche man einzeln, als niedrige, unedle Seelen verachtet, zusammgenommen für etwas zu halten? Jener wird unsre Bestrebungen nach Ehre, unsre kindischen Absichten verachten, wird die Ehrenbezeugungen des Volks, auch wenn ihm dieses aus eignem Trieb sie an=

anbiethet, ausschlagen: wir aber wissen nicht eher, sie zu verachten, als bis wir Ursache finden, sie uns gereuen zu lassen.

Bey dem Naturforscher Heraclitus findet man, in Betref des ephesischen Fürsten Hermodorus, die Worte: Alle Ephesier, heißt es, sollte man tödten, darum, daß sie sich, als sie den Hermodorus aus der Stadt trieben, der Worte bedienten: Niemand soll unter uns vortreflicher, als andere, seyn. Und wenn sich jemals einer auszeichnen will, so mag er das in einem andern Land, und bey einer andern Nation thun. Verhält es sich nicht bey jedem andern Volk in der Welt eben so? Ist es nicht aller Orten ein Verbrechen, womit man sich den allgemeinen Haß zuzieht, mehr

Ver=

Verstand, mehr Geisteskraft und Tugend, als andere, zu haben? Ist nicht auch Aristides (ich will mit Fleiß lieber von den Griechen, als von uns, Beyspiele wählen) eben aus der Ursache, weil er gerechter, dann seine Mitbürger, war, ins Elend verwiesen worden? Wie manches Ungemach ersparen sich diejenigen, die sich in keinem Stück von dem Volk abhängig machen? Was ergözt den Geist mehr, als die Ruhe der Wissenschaften, diejenigen meyne ich, wodurch man die unendliche Mannigfaltigkeit der Wesen und der Natur, und in dieser Schöpfung Himmel und Erde, und Gewässer erkennet?

Wenn nun aber weder der Volksruhm, noch das Geld unsrer Wünsche würdig sind: was ist noch übrig, das wir fürchten könnten? Vieleicht die

Ver-

Verbannung aus dem Vaterland, die man als eines der fürchterlichsten Uebel betrachtet. Wenn aber diese Verbannung darum ein Uebel ist, weil das Volk dabey wider uns eingenommen, und aufgebracht ist: so haben wir eben gehöret, wie man die Urtheile desselben über uns verachten soll. Wenn es ein Elend ist, nicht in seinem Vaterland zu leben: so sind alle Länder von diesen Elenden voll, von denen der größte Theil niemals wieder in sein Vaterland zurückkehrt. „Aber man beraubt doch auch die Verbannten ihrer Güter!“ Was soll hieraus folgen? Hat man nicht genug Gründe, wie die Armuth zu ertragen sey? Und dann, wenn wir die Verbannung, und nicht dem schimpflichen Flecken nach, der in dem Worte liegt, betrachten: worinn ist sie von

einer ununterbrochnen Reise verschieden, dergleichen die berühmtesten Weltweisen, Xenokrates, Crantor, Arcesilas, Lacydes, Aristoteles, Theophrast, Zeno, Cleantes, Chrysippus, Antipater, Carneades, Panätius, Clitomachus, Philo, Antiochus, Posidonius, und unzählige andere unternommen haben, welche, da sie einmal fortgereiset sind, nie wieder nach Haus kehrten.

„Aber diese Verbannung ist doch immer mit Schande verbunden.“ Kann jemals Schande über einen Weisen kommen? Und von dem Weisen, der mit Billigkeit nicht verbannt werden kann, ist hier die Rede. Wer es verdient hat, verbannt zu werden, ist des Trostes nicht würdig.

Doch am besten für alle Fälle sind wohl diejenigen daran, deren einzige Absicht

sicht bey allen Fällen des Lebens das Vergnügen, und deren Leben, wo sich dieses findet, glückselig ist; daher läßt sich auf alle Fälle anwenden, was Teucer sagte: Wo es, sagte er, gut leben ist, da ist das Vaterland. Als man den Sokrates fragte: was er für ein Landsmann wäre, gab er zur Antwort: Ich bin ein Erdenbürger; denn er glaubte, er wäre ein Einwohner und Bürger der ganzen Erde. Wie betrug sich T. Albutius? Mit dem ruhigsten Herzen lebte er als ein Verbannter in den philosophischen Beschäftigungen einer weisen Ruhe; auch hätte er dieß Schicksal nie erfahren, wenn er in dem Staate unbeschäftigt, und nach den Vorschriften des Epikurs hätte leben wollen. Aber war wohl Epikur in seinem Vaterlande glücklicher, als Metrodorus zu Athen?

then? Oder hatte Plato vor dem Xenokrates, Polemo vor dem Arcesilas etwas voraus, daß er glücklicher lebte? Und welche Meynung soll man sich von der Stadt machen, aus welcher man weise und rechtschafne Männer verbannet? Demaratus, der Vater unsers Königs Tarquinius, floh, da die Tyranney des Cypsellus ihm unerträglich ward, nach Korinth, legte daselbst seine Güter an, und erzeugte Kinder. War er nun ein Thor, da er die Freyheit außer seinem Vaterland der Sklaverey in selbem vorzog?

Alle Unruhen des Herzens, alle Bekümmernisse und nagende Sorgen werden durch die Vergessenheit leichter, wenn man das Gemüth durch Vergnügungen zu erheitern sucht. Epikur hatte einigen Grund, da er mit Kühnheit behauptete,

daß

daß der Weise immer mehrere Güter genöße, denn er genöße überall Vergnügungen, und glaubt er, es werde dadurch der Satz, dessen Bestättigung man sucht, daß der Weise in allen Fällen glückselig sey, bewiesen.

„Aber gesezt, daß ein Weiser blind, oder taub sey, bleibt er auch dann noch glücklich?„ Auch dann noch bleibt ers; denn der Weise sezt sich über diese Fälle hinaus. Und welcher Vergnügungen beraubet einen dann endlich diese schreckbare Blindheit? Es behaupten einige, daß alle übrige Wollüste in den Sinnen wohnten; daß aber bey den Dingen, die man durch das Gesicht vernimmt, die Augen selbst kein angenehmes Gefühl erhielten; und was bey dem Geschmack, Geruch, Gefühl, Gehör geschieht, daß sie selbst das Werkzeug des Sinnes ergö-

tzen: das geschehe den Augen nicht bey dem Sehen; denn beym Sehen ist es der Geist allein, der sich dessen bewußt wird; nun giebt es aber viele und mannigfaltige Arten von Vergnügungen, die der Geist sich verschaffen kann, ohne die Dinge, womit es sich vergnüget, eben unmittelbar anzublicken. Ich rede hier von einem gelehrten und aufgeklärten Manne, bey welchem leben — denken heißt. Und der Weise bedient sich zum Denken nicht vorzüglich der Nothhülfe der Augen. Wenn man deßwegen, weil es Nacht wird, nicht aufhört, glückselig zu seyn: warum soll man es bey einem Tag, welcher der Nacht gleicht, zu seyn aufhören? Jene Antwort des Antipaters Cyrenaicus ist zwar etwas unflätig, aber in ihrem Verstand ist sie so ungegründet nicht. Als die Weiber seine Blindheit

be=

beklagten: Was macht ihr dann, sagte er, giebt es denn nicht auch Vergnügungen bey der Nacht? Appius, dieser gute Alte, war viele Jahre blind; dennoch beweisen sowohl die obrigkeitlichen Aemter, als Thaten, daß er bey diesem Unfall weder den Privat- noch den Staatsangelegenheiten sich jemals entzohen habe. Das Haus des C. Drusus soll von Leuten, die ihn um Rath baten, immer erfüllt gewesen seyn, von Leuten, die, da sie die Beschaffenheit ihrer eignen Sachen nicht einsahen, sich einen Blinden zum Führer wählten.

Cn. Aufidius, (wir waren damals noch Knaben) ein ehmaliger Statthalter, kam in den Rath, seine Meynung zu sagen, unterstüzte seine Freunde mit freundschaftlichem Rath, schrieb eine griechische Geschichte, und sah in der Litteratur.

Der blinde Diodorus, ein Stoiker, lebte viele Jahre in unserm Hause; er verlegte sich (welches beynahe unglaublich zu seyn scheint) in diesem Zustand eifriger, als ehmals, auf die Philosophie, übte sich, nach der Gewohnheit der Pythagoräer, im Saitenspiel, ließ sich Tag und Nacht Bücher vorlesen, wozu er seine Augen nicht nöthig hatte; aber, was ohne Augen kaum möglich zu seyn scheint, so gab er in der Geometrie Unterricht, indem er seinen Schülern die mündliche Erklärung gab, welche Linie, und woher, und wohin sie selbe ziehen sollten. Den Asclepiades, einen nicht unberühmten Philosophen von Eretrien, fragte man, was ihm durch die Blindheit wiederfahren wäre? Dieß, gab er zur Antwort, daß ich mich durch einen Diener begleiten lassen muß. Und gleichwie

auch

auch die höchste Armuth noch erträglich ist, wenn einem das, was einige Griechen in ihrer Gewalt haben, stets frey steht: so ist es auch leicht, die Armuth zu ertragen, wenn die Hülfsmittel der Gesundheit nicht mangeln.

Als Demokritus seine Augen verlohr, konnte er nicht mehr sehen, was schwarz und weiß sey; aber was gut und bös, billig und unbillig, anständig und schändlich, nützlich und unnützlich, groß und klein sey, das konnte er sehen, und ohne der Verschiedenheit der Farben konnte er glückselig leben, das er ohne einen aufgeklärten Verstand nicht konnte. Dieser Mann hielt sogar dafür, daß der Scharfsinn durch den Anblick der äußern Gegenstände gehindert würde; und da andere oft nicht sahen, was vor ihren Füßen lag, wanderte er durch die ganze Unend-

lichkeit, flog er in Gebiethe ohne Gränzen. Auch ist, wie man erzählt, Homer blind gewesen; aber wenn man, ohne eben der Poesie zu erwähnen, seine Gemälde betrachtet: welche Landschaft, welche Küste, welche Gegend in Griechenland, welche Verschiedenheit des Ausdrucks in den Gestalten, welche Schlacht, welche Heersordnung, welche Seefahrt, welche Leidenschaften der Menschen, und Bewegungen der Thiere sind bey ihm nicht so herrlich ausgemalt, daß er uns mit Augen sehen mache, was er nicht gesehen hat? Was können wir uns wohl vorstellen, das zur Freude und zum Vergnügen der Seele, dem Homer, oder einem andern Gelehrten jemals gemangelt habe?

Oder würde wohl, wenn dieß wäre, Anaxagoras, oder eben dieser Demokritus

ihre

ihre Besitzungen und våterlichen Erbtheile verlassen haben? sich dieser gôttlichen Lust, zu betrachten, und immer neue Kenntnisse zu suchen, mit allen ihren Seelenkråften überlassen haben? Aus dieser Ursach lassen die Dichter den Wahrsager Tyresias, welchen sie als einen weisen Mann schildern, niemals über Blindheit Klagen führen; aber den Polyphemus låßt Homer, nachdem er denselben als ein grausames Ungeheuer vorgestellt hatte, sogar mit einem Widder ein Gespråch führen, worinn er die Glückseligkeit desselben rühmet, weil er hingehen, wohin er wollte, und was er wollte, berühren kônnte. Homer that wohl daran; denn dieser Cyclops war wenig vernünftiger, als der Widder, den er anredete.

Aber welches Uebel ist wohl die Taubheit? M. Crassus war taub; aber es war für ihn noch was Kränkenders, als blos das Uebelhören, wiewohl es, wie mir däucht, auch dieß nur mit Unrecht seyn konnte. Unsre Epikuräer verstehen fast gar kein Griechisch, und so verstehen die Griechen kein Lateinisch; sohin sind jene in der griechischen, diese in der lateinischen Sprache als Taube zu betrachten; und sind wir alle in den Sprachen, die wir nicht verstehen, (und welche Menge dieser Sprachen giebt es nicht?) in der That wahre Taube —

„Aber die Tauben hören den Klang eines Harfenschlägers nicht."

Sie hören aber auch das Knarren der Säge nicht, wenn sie geschärft wird, noch das Grunzen eines Schweins, wenn es erdrosselt wird, noch werden sie durch

das

das heulende Getös des braußenden Meeres geweckt, wenn sie etwa ausruhen wollen. Reget sich in ihnen nach Gesängen eine Sehnsucht: so sollen sie denken, daß, ehe selbe erfunden worden, viele Weise glückselig gelebt haben, und daß man durch das Lesen derselben sich mehr Freude verschaffen könne, als durch das Hören; und wie wir ehe die Blinden nach den Vergnügungen des Gehörs angewiesen haben: so können wir den Tauben rathen, sich vermittelst der Augen zu ergötzen; denn wer mit sich selbst sich unterreden kann, wird die Ansprache eines andern nicht als ein Bedürfniß entbehren.

Doch nehmen wir alles zusammen. Stellen wir uns jemand vor, der blind und taub zugleich sey, der die rasendsten Schmerzen des Körpers leide, die den

Men=

Menschen gewöhnlich durch ihre eigne Heftigkeit aufreiben; aber wenn sie noch langwierig anhalten, und viel zu peinlich quälen sollten, als daß man eine Ursache haben könne, selbe zu ertragen: ihr guten Götter, warum soll uns das endlich in eine hülflose Verlegenheit setzen? Es steht uns ja ein Haven offen, der Tod steht uns frey, der ewige Zufluchtsort, wo man nichts mehr empfindet. Als Theodorus dem Lysimachus mit dem Tod drohte: Da hast du etwas rechtes gethan, antwortete dieser, wenn du die Macht einer spanischen Fliege erlangt hast. Da sich Persa bey dem Paulus ausbat, daß man ihn nicht im Triumph herumführen möchte, antwortete dieser: Dieß steht in deiner Willkühr.

Es ist den ersten Tag, da von dem Tod gehandelt wurde, und dann auch vieles

den

den folgenden, da von dem Schmerzen die Rede war, vieles über den Tod geredet worden. Und wer sich noch daran erinnert, der wird, es ist gar kein Zweifel, den Tod für etwas halten, das man wünschen, oder wenigst nicht fürchten müsse. Ich aber bin der Meynung, man müsse sich im menschlichen Leben an jenes Gesätz halten, an das man sich bey den Gastmahlen der Griechen hält: Man trinke, heißt es, oder entferne sich. Und das ist billig; denn entweder genieße man auch mit andern das Vergnügen des Trunks, oder, damit man nicht nüchtern der Trunkenheit der Besofnen preis gegeben werde, so entferne man sich, da es noch Zeit ist. Auf diese Art muß man den Schlägen des Unglücks, welche zu dulden, unerträglich ist, durch das Fliehen entgehen. Dieß ist der Satz, den

den Epikur mit so vielen Worten behauptet, den auch Hieronymus vertheidigt. Wenn nun aber diejenigen Philosophen, welche behaupten, die Tugend habe keine Kraft in sich, welche alles, was wir den Pflichten gemäß, und lobenswürdig nennen, für eitle Possen und zierliche Wortstreiche ausgeben, aber doch zu gleicher Zeit den Satz vertheidigen, daß der Weise in allen Fällen glückselig sey: was glauben wir, wie sich Sokrates, Plato, und andere vollkommne Weltweisen hierinn verhalten haben? Weltweise, deren einige den Gütern der Seele einen solchen vorwiegenden Werth zuschreiben, daß dagegen die Güter des Körpers und des äußern Glücks, wie Nichts, zu betrachten seyen, andere aber diesen leztern Dingen, sogar den Namen eines Guts absprechen, und alles, was gut seyn kann, allein der

Seele zugeben? — Indeß war Carneades über solche Streite der gewöhnliche Ehrenschiedrichter; denn da die Stoiker diejenigen Dinge, welche die Peripathetiker Güter nannten, als dienlich erkannten, und da die Peripathetiker den Reichthümern, einer guten Gesundheit, und andern Dingen dieser Art keinen größern Werth beylegten, als die Stoiker gethan haben, so entschied Carneades, daß, wenn man auf den Verstand dieser philosophischen Sekten, und nicht auf ihre Worte sehen wollte, keine Ursach, sie als verschiedne Sekten anzusehen, vorhanden sey. Die Weltweisen andrer Klassen mögen sehen, wie sie sich dahin vereinigen; zu meinen Vergnügen ist es schon genug, daß sie von der Kraft des Weisen, stets glückselig zu leben, so sprechen, wie es Philosophen Ehre macht. —

Allein,

Allein, es ist höchste Zeit zu gehen, und sohin wollen wir die Abhandlungen dieser fünf Tage indeß im Gedächtniß bewahren, bis ich sie, wie ich glaublich thun werde, zusammschreibe. Wie könnten wir auch die müßige Zeit, oder wie wir diese Entfernung von Geschäften sonst nennen wollen, besser anwenden? Dann wollen wir unserm Brutus diese fünf Bücher schicken; er hat mich nicht nur aufgemuntert, etwas in der Philosophie zu schreiben, er hat mich ordentlich herausgefodert. Ich will nun nicht bestimmen, wie viel die übrigen dabey gewinnen werden; ich wenigst fand wider die heftigsten Schmerzen, wider die mannigfaltigen Ungemach, die mich auf allen Seiten umgaben, keine andern, bessern Trostgründe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cicero, Marcus Tullius, / Weissenhahn, Georg Michael / Strobel, Johann Baptist

Daß ein tugendhafter Mann zum glückseligen Leben in sich selbst alles finde Fünfte tusculanische Abhandlung des Cicero

München 1781

A.lat.b. 611
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10244752-1
VD18 12105007